ZUR KUNDE DER BALKANHALBINSEL.
REISEN UND BEOBACHTUNGEN.
HERAUSGEGEBEN VON DR. CARL PATSCH,
KUSTOS AM BOSNISCH-HERCEGOVIN. LANDESMUSEUM
IN SARAJEVO.
HEFT 5.

SKUTARI

UND DIE

NORDALBANISCHE KÜSTENEBENE

VON

THEODOR A. IPPEN,
K. U. K. ÖST.-UNGAR. GENERALKONSUL.

MIT 24 ABBILDUNGEN.

SARAJEVO 1907.
DRUCK UND VERLAG VON DANIEL A. KAJON.

Heft 1: K. STEINMETZ, Eine Reise durch die Hochländergaue Oberalbaniens.

Heft 2: J. KOETSCHET, Aus Bosniens letzter Türkenzeit. Veröffentlicht von G. Grassl.

Heft 3: K. STEINMETZ, Ein Vorstoss in die Nordalbanischen Alpen.

Heft 4: A. STRUCK, Makedonische Fahrten. I. Chalkidike.

SKUTARI UND DIE NORDALBANISCHE KÜSTENEBENE.

ZUR KUNDE DER

BALKANHALBINSEL.

REISEN UND BEOBACHTUNGEN.

HERAUSGEGEBEN VON

DR. CARL PATSCH,

KUSTOS AM BOSN.-HERCEG. LANDESMUSEUM
IN SARAJEVO.

HEFT 5:

THEODOR A. IPPEN,

SKUTARI UND DIE NORDALBANISCHE KÜSTEN-EBENE.

MIT 24 ABBILDUNGEN.

SARAJEVO 1907.
DRUCK UND VERLAG VON DANIEL A. KAJON.

SKUTARI

UND DIE

NORDALBANISCHE KÜSTENEBENE

VON

THEODOR A. IPPEN,
K. U. K. ÖST.-UNGAR. GENERALKONSUL.

MIT 24 ABBILDUNGEN.

SARAJEVO 1907.
DRUCK UND VERLAG VON DANIEL A. KAJON.

Skutari und die Nordalbanische Küstenebene haben für den Reisenden nicht den starken Anreiz, welchen die sie im Nordosten und Osten abschliessenden Gebirge durch ihre schwere Zugänglichkeit und durch die ungetrübte Eigenart ihrer Bewohner auf ihn ausüben. Die Besuche sind also flüchtig und die Schilderungen allgemein und nicht einwandfrei. Den ersten guten Überblick danken wir auch hier dem Altmeister albanischer Forschung J. G. von Hahn, der diese Landesteile 1850 und 1863 bereiste. Wenn auch von anderen Zielen geleitet und darnach die Aufenthaltsdauer kürzend, bietet er gründlichere und wichtigere Beobachtungen als spätere Veröffentlichungen. Und doch lohnen die Stadt und die Niederung eingehenderes Studium, und ist ihre genauere Kenntnis wichtig, da sie der Schauplatz der Landesgeschichte waren, während die Gebirge nur die Kulissen bildeten, und weil die wirtschaftliche Zukunft Albaniens im Litorale wurzelt.

Die nachfolgenden Mitteilungen beruhen auf einem siebenjährigen, von 1897 bis 1903 reichenden Aufenthalte in Skutari und auf häufigen, länger dauernden, zumeist der Jagd gewidmeten Ausflügen in das weite Flachland, das sich, die Adria einsäumend, bis zu den Höhenzügen dehnt, als deren letzter Ausläufer das Kap Rodoni in das Meer einschneidet. Bei der Schilderung folge ich dem natürlichsten und historischen Einbruchswege nach Skutari und halte dann die nordsüdliche Abfolge ein. Demgemäss gliedert sie sich in die Kapitel

Dass auch sie noch nicht genügen, verhehle ich mir nicht. Sie halten bloss die augenfälligsten Erscheinungen fest.

Von der Beigabe einer Karte wurde abgesehen, da die Blätter „Skutari“ und „Durazzo“ der vom k. u. k. Militär-Geographischen Institute herausgegebenen Karte von Mitteleuropa nur in Namen Berichtigungen erfahren.

Athen, im Juni 1907.

SKUTARI UND DIE NORDALBANISCHE KÜSTENEBENE.

I. VON RAGUSA NACH SKUTARI.

An dem Molo des Porto Cassone, des alten Stadthafens, liegt in Ragusa der kleine Dampfer „Bojana“ vertäut. Sein Name deutet das Ziel seiner Fahrten an: allwöchentlich reist er von Ragusa zur Mündung der Bojana und diesen Fluss aufwärts bis in die Nähe von Skutari, dem bedeutendsten Handelsplatze Nordalbaniens. Es ist der Rührigkeit und dem Unternehmungsgeiste einiger Ragusaner, welche die Dampfschiffahrtsunternehmung „Ragusea“ gründeten, zu danken, dass Ragusa wieder die Wege betreten hat, auf denen die Republik des hl. Blasius einst die Hauptvermittlerin des Handels in Albanien war. Nach dem Schutzpatron, der im Albanischen Schina Wlasch heisst, benannte Dörfer und Kirchen erinnern in Albanien noch jetzt an die alten kommerziellen Verbindungen. So steht auch in Skutari am Ufer der Bojana ein alter, früher als türkisches Bad und nun als Petroleummagazin verwendeter Bau, der nach der Überlieferung die St. Blasiuskirche der dort ansässigen Ragusaner war.

Der Dampfer legt die Fahrt von Ragusa zur Bojanamündung grösstenteils in der Nacht zurück. Bei Tagesgrauen befinden wir uns bereits ausserhalb der österreichischen Territorialgewässer vor der Stadt Dulcigno, welche einen Teil des montenegrinischen Litorales ausmacht. Von Bord gesehen, bietet sie ein äusserst malerisches Bild. Zwei in das Meer vorspringende Hügel schliessen

eine kleine, wie ein Gartenbassin ruhige Bucht ein, die von einem flachen Strande umrahmt wird. Das nordwestliche Vorgebirge trägt die Altstadt, welche eine starke alte Festungsmauer noch eng umgürtet. Auf die schroff ins Meer abfallenden Felsen sind vieleckige Bastionen gesetzt und in den sie verbindenden Mauerteilen öffnen sich noch die Schiessscharten der Geschütze. Diese fehlen jedoch und auch die Mauern bröckeln ab, ihre Kronen sind wüst und mit Schutt bedeckt. Die eng zusammengedrängten, sich überhöhenden Häuser überragt melancholisch ein verfallendes, dachloses Minarett. Im Hintergrunde erscheint der grosse Bogen des Landtores der Feste.

Der übrige Teil Dulcignos mutet wesentlich heiterer an. Das flache Mittelstück und das südöstliche Vorgebirge sind üppig übergrünt und aus Hecken und Baumwipfeln lugen die weissgetünchten Mauern orientalischer Häuser und schlanke Minarette hervor. Das Bild stören nur einige von eingewanderten Montenegrinern neu erbaute Häuser durch ihr banales Äussere. Auf dem Kap steht eine Villa des Fürsten von Montenegro.

Auch die Umgebung von Dulcigno hat die Natur landschaftlich und klimatisch schön und gut bedacht, so dass sie den Vergleich mit der berühmten Küste der Seealpen, der Riviera, wagen kann. Selbst in den Wintermonaten lacht der wohligste Sonnenschein über den wohlgeformten Hügeln, welche ausgedehnte Olivengärten und eine strotzende Flora bekleiden. Der montenegrinischen Regierung wurde denn auch von einer Gesellschaft das Anerbieten gemacht, hier alle die Etablissements und Anlagen erstehen zu lassen, welche Monte Carlo zu einem irdischen Paradies gemacht haben, falls sie die Errichtung einer Spielbank gestatte. Das arme Gebirgsland hat dieser Verlockung widerstanden.

Der grösste Teil der Einwohnerschaft von Dulcigno, die der Nationalität und Sprache nach weit überwiegend albanisch ist und die Stadt Ulkjín nennt, liegt der Schiffahrt ob. Die Albanen fühlen sich im allgemeinen trotz der langen Küste ihrer Heimat zum Meere nicht hingezogen und scheuen das Wasser; an dem ganzen Litorale betreibt ausser Dulcigno nur noch die Landschaft Chimára (südlich von Valona) diesen Erwerbszweig.

Die Dulcignoten waren ehedem berüchtigte Korsaren, die auch in den Dienst der Barbaresken-Staaten an der afrikanischen Nordküste traten. In den Verträgen von Passarowitz und Belgrad, welche die Wiener Regierung mit der Türkei 1718 und 1739 schloss, wurde durch einen eigenen Artikel verfügt, dass „die Leute von Dulcigno im Adriatischen Meere zu verhalten seien, sich fortan der Piraterie zu enthalten; es seien ihnen ihre Barken, Fregatten und sonstigen Schiffe wegzunehmen und sie seien zu behindern, andere zu erbauen“.[1]) Der französische Reisende M. Pouqueville, welcher sich um die Erforschung Griechenlands und Südalbaniens verdient gemacht hat, wurde i. J. 1798 auf der Überfahrt von Ägypten nach Frankreich bei Kreta mit mehreren Gefährten von einem Korsarenführer aus Dulcigno namens Orudsch gefangen genommen.[2])

Seit der strengeren Handhabung der Seepolizei im Adriatischen Meere wandten sich die Dulcignoten der Handelsschiffahrt zu. Ihre grösseren Segler gehen bis nach Ägypten, Tripolis, Neapel und Marseille. In Triest ist der Dulcignoten-Kapitän in seiner albanischen Tracht eine häufige Figur im Hafenleben. Auf ihren Schiffen würde man eine Karte vergebens suchen; es könnte sie ja der Schiffsführer gar nicht lesen. Eine genaue Kenntnis der Küsten, eine ausserordentliche Orientierungsgabe auf der See und eine gehörige Portion Fatalismus machen die gesamte nautische Befähigung der Kapitäne aus. Die Genügsamkeit und die niedrigen Löhne der Matrosen, die ausnahmslos aus Dulcigno stammen, ermöglichen es der Flottille, sich trotz der für die Segelschiffahrt so ungünstigen Zeit zu halten.[3]) Seit der Abtretung der Stadt an Montenegro im J. 1881 wanderten sehr viele Dulcignoten, weil sie sich der neuen Herrschaft nicht fügen wollten, nach Skutari aus, so dass auch jetzt der grössere Teil der Segler unter türkischer Flagge fährt.

Bald nachdem der Dampfer Dulcigno verlassen hat, wird der Strand eben; wir ziehen an dem nördlichsten Teile der grossen

---

[1]) G. Noradounghian, Recueil d' actes internationaux de l' empire Ottoman (Paris 1897) I 219. 249.

[2]) Pouqueville, Reise durch Morea und Albanien nach Konstantinopel. Übersetzt von K. L. M. Müller I 6.

[3]) Vgl. auch J. G. von Hahn, Albanesische Studien I 110 f.

albanischen Schwemmlandküste vorbei. Und auch die Färbung des Meeres hat sich geändert. Das bisher mannigfach blau und grün nuancierte Wasser wird gelblich und bricht sich, obwohl die Küste fern ist, an einer Reihe nur seicht überdeckter Sandbänke. Wir nähern uns der Bojanamündung. Vorsichtig steuert der Dampfer auf die Schaumlinie zu. Der Kapitän, der erste Offizier und der Steuermann stehen am Steuer, das in dem Kampfe der Gewässer, der Brandung des Meeres und der Strömung des Flusses, mit fester Hand geführt werden muss. Vom Lande kommt uns der Pilot entgegen und fährt dann in seinem Bote dem Dampfer voran, mit langer Stange das Fahrwasser sondierend. Die Sedimente, welche die Bojana an ihrer Mündung absetzt, werden von der Strömung und von den Winden unablässig umgelagert, so dass die Tiefen jeden Tag wechseln. Die Schuttführung ist so bedeutend, dass an der Mündung innerhalb der letzten 25 Jahre eine grössere Insel entstanden ist, welche den Fluss in zwei Arme teilt. Nach einer spannungsvollen Viertelstunde hat sich der Dampfer durch die Barre durchgekämpft und kann in der Bojana in genügend tiefem Wasser vor Anker gehen.

Wir befinden uns auf der Grenzlinie zweier Staaten. Am linken Ufer weht die rote Flagge mit dem Halbmond und dem Stern, das westlichste Ende des türkischen Besitzes in Europa bezeichnend. Ihr gegenüber, auf dem rechten Ufer ist die montenegrinische Trikolore gehisst. Nicht der Siegesflug der „Falken der Schwarzen Berge“ hat sie auf diesem Strande aufgepflanzt; die Männer der Feder, Europas Diplomaten, haben sie nach jahrelangem Verhandeln hierher gebracht.

Beide Flaggen flattern über einer armseligen Einöde. Auf dem montenegrinischen Ufer liegt das Dorf Šenkol, oder jetzt auch serbisch Sveti Nikola[1]) genannt, das nach St. Nikolaus von Bari, dem Patron der Seefahrer, heisst, der hier eine stark besuchte Wallfahrtskirche besitzt. Die fürstliche Staatsgewalt repräsentiert hier ein Hafenkapitän.

Die türkische Ortschaft heisst Púlaj und ist der Sitz eines Seesanitäts- und Telegraphenamtes sowie eines Zollwach-, Gendar-

[1]) Schenkól, Swéti Níkola.

merie- und Polizeipostens, die sämtlich in zwei verwahrlosten Holzhäusern ein beschauliches Dasein führen. Die katholischen Albanen haben hier eine Kirche. Von dem Hügel oberhalb derselben überblickt man die ganze Niederung Velepoj, die sich zwischen dem Meere und dem Zuge des Mali Rencit[1]) von der Bojana, an Breite stetig abnehmend, nach SO gegen die Mündung des Drin hinzieht. Ein Meer von Baumwipfeln deckt die an vielen Stellen sumpfige Fläche, in dem grüne Wiesen und zahlreiche Gehöfte Inseln bilden. Der Waldbestand, in dem die Eichen überwiegen, war einst noch bedeutender. Seit etwa 100 Jahren dient



Pulaj an der Bojanamündung.

die Ebene den Bauern der im Binnenlande gelegenen Gebirge als Winterweide. Sie beziehen sie im Oktober und bleiben hier bis Juni, wo dann der Auftrieb auf die Hochweiden erfolgt.

Gegen die Küste zu gehen die Wälder in Auen über, die mit dichtem Dorngestrüpp durchsetzt sind. Im Süden zieht sich die grosse Lagune Ličeni Luners[2]) tief landeinwärts. Jenseits derselben wird der Boden immer sandiger und ernährt bloss Tamarisken und Eriken. Dann hören auch diese auf; es folgen grosse Sanddünen, bis der Mali Rencit unmittelbar das Gestade erreicht.

[1]) Welepój, aus dem serbischen Velepolje. Máli Réntzit.

[2]) Litschéni Lúners. Ličeni der See. Vgl. meine Bemerkungen „über die geographischen Namen in Albanien“ in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien 1904 2 ff.

Im Norden windet sich durch das Flachland in launenhaften Verschlingungen das breite Band der Bojana. Der Skutari-See, den sie an seinem Südostende entwässert, ist vom Meere 23 *km* entfernt, der Fluss braucht aber zur Zurücklegung der Strecke fast das Doppelte, 44 *km*. Unablässig weicht er von der Geraden in Bogen und Serpentinen ab, die er in dem lockeren Erdreich zeichnet, einer starken Humusschichte, die durch seine Niederschläge zur Zeit des Hochwassers stetig erhöht wird. Nur einmal muss er sich den Zwang unverrückbarer Ufer gefallen lassen, in der Enge von Bélaj-Fraskanjél, wo beiderseits felsige Hügelketten steil herantreten. Die starke Strömung zwingt den Kapitän wieder zur grösseren Vorsicht. Jenseits dieses Euripus dehnt sich die Kornkammer Nordalbaniens aus.

Am rechten Ufer heisst sie albanisch Anamálit, „Fuss des Berges"; am linken, wo sie sich bis über den Drin hinauserstreckt, führt sie drei Namen: Brégu Buns am Bojanaufer, Brégu Drínit[1]) am rechten Drinufer und in der Mitte Buláke. Im Sommer wechseln hier in endloser Folge saftiggrüne, die Manneshöhe überragende Maispflanzungen mit wogenden, gelben Weizenfeldern ab. Der Ertrag der Ebene wird sich noch bedeutend steigern, sobald man der Überschwemmungen und der stellenweise umfangreichen Versumpfung Herr wird. Im Winter und Frühjahr setzen sie beide Flüsse so unter Wasser, dass der Nachen oft das einzige Verkehrsmittel ist. Ein permanenter Wassergraben durchschneidet ausserdem die Ebene zwischen der Bojana und dem Drin. Er nimmt seinen Anfang bei einem Hügel des Dorfes Melguši, erweitert sich ungefähr in der Mitte der Ebene bei dem Dorfe Truši pošter zu einem sumpfigen Teiche und endet erst am Fusse des Mali Rencit bei der Kirchenruine Š' Pellegrini. Als seine Fortsetzung können die verzweigten Wasseransammlungen angesehen werden in der Lücke zwischen dem Mali Rencit und dem nördlicheren Mali Dšümtit, welche durch die Rinne Murtebsa oder Via Murtebsa[2]) mit der Bojana in Verbindung stehen.

---

[1]) Bregu das Ufer. Búna die Bojana, Bun Bojana. Also das Bojana- und Drinufer.

[2]) Melgúschi, Trúschi póschter, Sch' Pellegríni, Dschümtit, Murtébsa. Vía der Wassergraben.

Das Dorf T r u š i besteht aus zwei Teilen, aus T r u š i é p e r und T r u š i p o š t e r, die auch L a d ž a K o n d i t und L a d ž a Č a r m e[1]) heissen. Die Pfarrkirche des gegenwärtig ganz mohammedanischen Truši pošter war Š' P e l l e g r i n i, St. Pellegrin, die um die Mitte des XVII. Jahrhunderts von Franziskanern erbaut wurde. Die älteste Ortschaft ist bis jetzt hier B é l a j, wo in der linken Uferböschung der Bojana römische Säulenfragmente zutage traten.

Von B é l a j, wo sich im Zuge der direkten Landroute Dulcigno-Skutari auch eine Fähre befindet, führt uns der Fluss in einer weiten Schleife an Ortschaften vorbei, welche den Rückgang des Christentums recht veranschaulichen.

Zunächst grüsst auf dem rechten Ufer die weithin sichtbare weisse Moschee des Dorfes Š t ó d e r, das jetzt ganz mohammedanisch ist, dessen Namen aber, aus Š' Toder d. i. St. Theodor entstanden, seinen christlichen Ursprung bezeugt. Dann folgt ebenfalls auf dem rechten Ufer die Ruine einer Kirche, deren Längsmauern bereits fehlen. In der Apsis sind noch Bildreste mit den Konturen Heiliger erkennbar. Die Kirche gehörte früher zu dem jetzt mohammedanischen Dorfe G o r i c a und wird in letzter Zeit von dem katholischen, gegenüber am linken Ufer gelegenen Dorfe S a m r i š[2]) in Anspruch genommen. Die Kirche und Štoder sind identisch mit den in mittelalterlichen ragusanischen Urkunden genannten Hafenplätzen S. Maria de Goriç de Ludrino und Sanctus Theodorus in flumine Drini.[3]) Dass dabei statt der Bojana der Drin genannt wird, spricht nicht gegen die Gleichung, da „man im Mittelalter oft beide Flüsse Drino nannte". Auch das o. S. 4 angeführte Š e n k o l, einst eine Benediktinerabtei, heisst bald S. Nicolaus de Oldrino, bald in flumine Boyane.[4])

Von S a m r i š ist O b ó t i, der Endpunkt der Dampfschiffahrt auf der Bojana, bald erreicht. Nicht wenige sind schwer enttäuscht,

---

[1]) Ober- und Unter-Truschi. Ládscha Kóndit, Tschárme. Ž weiches sch.

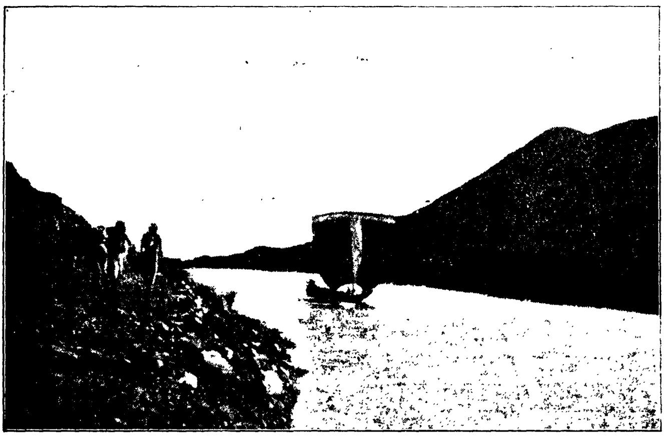
[2]) Gorítza, Samrísch. So, nicht Samrič, wie die Generalkarte notiert.

[3]) C. Jireček, Das christliche Element in der topographischen Nomenklatur der Balkanländer 19. Den hier ebenfalls erwähnten Anlegeplatz Sanctus Petrus in flumine Drini vermochte ich noch nicht aufzufinden.

[4]) Jireček a. a. O. und Die Handelsstrassen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters 65.

wenn sie diesen Hafen der Hauptstadt Nordalbaniens erreichen: auf erdigem, abbröckelndem Bruchufer stehen einige elende Baulichkeiten als Amts- und Wohnräume der politischen und der Finanzverwaltung. Dazu gesellen sich noch eine bescheidene katholische Kirche und im Hintergrunde ärmliche Bauernhütten.

Von Obóti aus legt man den weiteren noch 2 Stunden betragenden Weg nach Skutari gewöhnlich zu Pferde oder zu Wagen auf einem schlechten Reitpfade zurück. Die Stromfahrt beansprucht natürlich mehr Zeit, doch hat sie ihre Reize. Schon die Flussfahrzeuge, auf welche die Waren der Dampfer infolge



Londra auf der Bojana.

der stark verminderten Wassertiefe in Oboti umgeladen werden müssen, verdienen wegen ihrer Altertümlichkeit Interesse. Der Haupttypus ist ein langes, schmales Plankenboot, an dem insbesondere der in einem sehr stumpfen Winkel an den Rumpf angefügte, lang und spitz schräg nach oben hinausragende Bug charakteristisch ist. Das Heck ist etwas steiler und abgerundet. Jedes Boot hat einen Steuermann und mehrere Ruderer, welche stehend arbeiten. Es kann auch ein kleiner Mast eingesetzt werden, der ein dreieckiges Segel trägt. Die Tragfähigkeit beträgt bis 5000 *kg*. Diese auf der Bojana und dem Skutari-See gebräuch-

lichste Bootsgattung heisst albanisch Ljúnr (bestimmt Ljunra[1]), italienisch Londra. Ausserdem kommen noch zwei kleinere Fahrzeuge vor, Táke und Súle, die sich von einander nur durch die Grösse, von der Londra aber dadurch unterscheiden, dass ihnen der lange Schnabel am Vorderteile fehlt.[2]) Erzeugt werden die Boote in den am Skutari-See gelegenen Dörfern Zogaj[3]) und Skjä. Für die Planken verwendet man Kastanienholz.



Kirchenruine an der Bojana bei Širdž.[4])

Bei der Weiterfahrt von Oboti bringt uns die Londra zu der am linken Ufer unter alten, prächtigen Zürgelbäumen gelegenen

[1]) Nach G. Meyer, Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache 251 aus dem lateinischen lunter.

[2]) Vgl. auch P. Träger, Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1904 36 ff.

[3]) Sógaj. Z weiches s.

[4]) Für die Überlassung dieses Klischees sowie mehrerer der folgenden, die bereits meine früheren Sonderpublikationen illustrierten, sei Herrn Sektionschef K. Hörmann auch hier gedankt.

Kiša Širdžit, der Ruine der Kirche der berühmten Benediktinerabtei der heiligen Sergius und Bacchus,[1]) die manchmal auch Šne Prenna (St. Veneranda) genannt wird,[2]) weil hier am Tage dieser Heiligen, der mit dem Annentage zusammenfällt, das Kirchenfest gefeiert wird. Ihre linke Langmauer und ein Teil der Altarseite sind von der Bojana unterwaschen worden und in den Fluss bereits abgestürzt. Das Innere dient als Friedhof der Katholiken des wenige Minuten entfernten Dorfes Širdž, das den Namen eines der beiden Heiligen bewahrt hat.



Das Innere der Kirchenruine bei Širdž.

Die einst mit Ziegeln gedeckte Kirche, eine Basilika, ist aussen in byzantinischer Weise im Rohbau ausgeführt: Quaderschichten wechseln mit Ziegelscharen ab. Sie zerfällt in drei sehr hohe, schmale Schiffe, welche auf quadratischen Pfeilern mit Spitzbogen

[1]) Vgl. Jireček, Das christliche Element 19. 51 f. und Die Romanen in den Städten Dalmatiens während des Mittelalters I 54.

[2]) Kíscha Schírdschit, Schne Prénna.

überwölbt waren und von denen jedes durch eine Apsis abgeschlossen war. Das Mittelschiff war etwas höher. Rechts lässt sich ein späterer Anbau ausnehmen. Die Fensteröffnungen haben Spitzbogenumrahmungen in venezianischem Stile. Das Portal ist romanisch, mit horizontalem Sturz und bogenförmigem Tympanon. Am Giebel der Stirnmauer befindet sich rechts ein Glockenaufbau. Die Innenwände waren, wie man an einigen Stellen an der Schichtenfolge noch erkennen kann, zweimal bemalt gewesen. Den Boden bedeckte ehedem Mosaik, auf das man beim Ausheben der Gräber stösst. Aufgeführt wurde die Kirche nach zwei beim Haupteingange eingelassenen lateinischen Inschriften auf der Stelle eines älteren Gotteshauses von der serbischen Königin Helena, der Tochter des lateinischen Kaisers von Byzanz Balduin II., und ihrem Sohne, dem Könige Stephan Urosch II. Milutin in den Jahren 1290 bis 1293.[1])

Bei dem Kloster befand sich ein noch im XVI. Jahrhunderte bekannter, aus Magazinen, Kaufläden und Zollämtern bestehender Stapelplatz, in dem „die Waren aus den Seeschiffen auf Packpferde umgeladen wurden, um weiter landeinwärts gebracht zu werden“.[2])

Die Flussfahrt wird infolge der zahlreichen Sandbänke und der ungleichen Strömung immer beschwerlicher. Einzelne Stromschnellen und Wirbel wechseln mit Strecken ab, auf denen die Bewegung des Wassers kaum merklich ist. Die Bootsleute steigen aus und ziehen, auf einem Treidelsteige schreitend, an einem Tau, wobei sie je nach der Stromrichtung die Ufer wechseln. Wir gleiten an Fischerbooten vorbei. Den Reichtum an Fischen bezeugen auch zahlreiche Pelikane und Reiher aller Art.[3]) Die Ufer sind mit einer üppigen Strauchvegetation bestanden, aber nur spärlich besiedelt. Das linke wird immer höher und steiler: wir fahren an dem Abfall des Taraboš entlang, der den Winkel zwischen dem Skutari-See und der Bojana ausfüllt. Vor uns steigt über dem breiten Wasserspiegel immer mächtiger der Burghügel

---

[1]) Vgl. meinen Bericht Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien VII 231 ff. und VIII 143 f.

[2]) Jireček, Die Handelsstrassen 65 f. und Die Bedeutung von Ragusa in der Handelsgeschichte des Mittelalters 20.

[3]) Vgl. O. Reiser, Materialien zu einer Ornis balcanica. IV Montenegro 24.

von Skutari empor. Aus kahlen, grauen Kalkblöcken baut er sich steil auf. Rechts kommen wir, gegen die Strömung stark ankämpfend, an der Einmündung der Drinasa[1]) vorbei, die der Drin in die Bojana entsendet und die hier auf alten Steinpfeilern eine Brücke überspannt. Die Londra steuert in die Enge zwischen dem Burgfelsen und dem Taraboš und hält an der hölzernen Jochbrücke, welche die Bojana beim Basar von Skutari übersetzt.

---

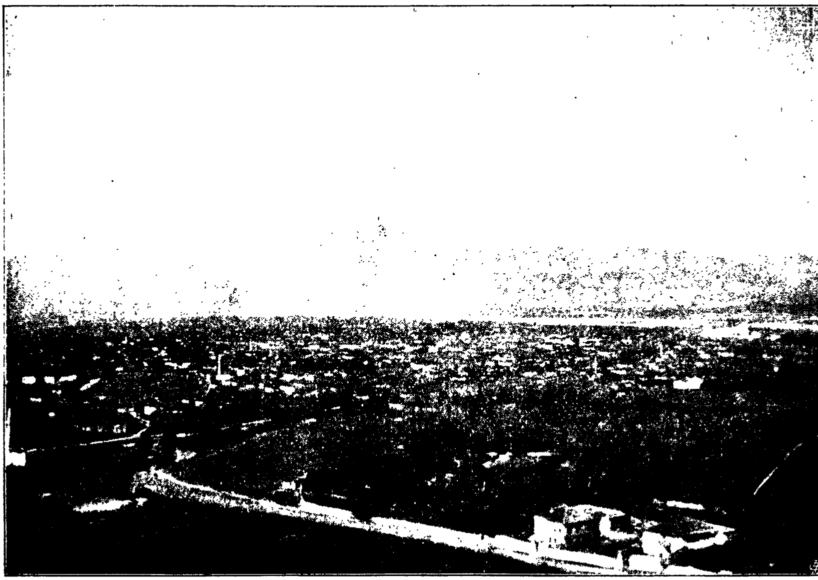
[1]) Tarabósch, Drinássa.

II. SKUTARI.

Das Bild, das sich uns von Skutari auf der Bojana bot, war das am wenigsten eindrucksvolle. Viel fesselnder präsentiert sich die Stadt, wenn man sich ihr auf dem nach ihr benannten See oder auf einer Überlandtour von S. Giovanni di Medua nähert. Die weite, von schön geformten Bergketten umschlossene Ebene, der überaus reiche, von roten Dächern und weissen Mauern, von vielen Minaretten und der hohen katholischen Domkirche durchsetzte Baumschlag und der Schlossberg, der je nach der Jahreszeit grün, gelb oder rot erscheint, kommen im erstgenannten Falle voll zur Geltung. Bei einem Ritte aus dem Süden tritt wieder das Altertümliche stärker hervor. Ein Hügelzug versperrt hier wohl den See, umso reizvoller wirkt aber sein letztes Glied, eine abgestutzte Pyramide, welche, von der Drinasa bespült, aus einem dichten Baumgehege scharf ansteigt und auf ihrer Platte die aus der venezianischen Zeit stammende Zitadelle trägt, deren hohe, noch bestückte Umfassungsmauer sich in Ecken und Windungen dem Felsen anpasst.

Die Lage von Skutari ist für eine Siedlung prädestiniert: ein isolierter, noch dazu auf drei Seiten von Flussläufen gesicherter Hügelzug in einer fruchtbaren Ebene an einem fischreichen, das Binnenland weit aufschliessenden See und an einem Strome, der

den Verkehr mit dem Meere ermöglicht.[1]) Die Position tritt gleich bei der ersten ausführlichen Nachricht, die über Skutari vorliegt, klar hervor, nämlich im Jahre 168 v. Chr., als es als Scodra, die Hauptburg des um den See sesshaften illyrischen Stammes der Labeates und die Residenz von dessen Oberherrn, des Königs Gentius, war: Ad Scodram inde ventum est, quod belli caput erat, non eo



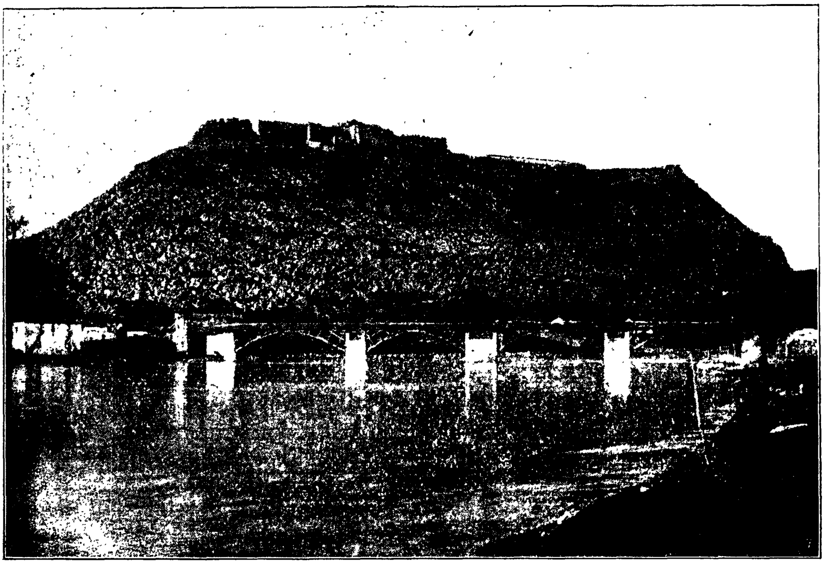
Die neuen Stadtteile von Skutari.

solum quod Gentius eam sibi ceperat velut regni totius arcem, sed etiam quod Labeatium gentis munitissima longe est et difficilis aditu. duo cingunt eam flumina, Clausala latere urbis, quod in orientem patet, praefluens, Barbanna ab regione occidentis, ex Labeatide palude oriens. hi duo amnes confluentes incidunt Oriundi flumini, quod ortum ex monte Scordo, multis et aliis auctum aquis, mari Hadriatico infertur.[2]) Clausala ist der aus dem Hochländergaue der

[1]) Über diesen alten Siedlungstypus vgl. C. Patsch, Das Sandschak Berat in Albanien 4, von dem wir auch sonst zur Verfügung gestellte Beobachtungen hier verwenden.

[2]) Livius XLIV 31.

Pulti herabkommende, im Flachlande breite, aber im Sommer trockene Torrente Kiri; die Barbanna gleicht sich natürlich mit der Bojana. Beide haben sich damals augenscheinlich mit einem Arme des Drin vereinigt, wie dies nun seit dem im Winter 1858/1859 erfolgten Uferbruche wieder der Fall ist, während vor diesem Jahre der Drin ungeteilt unterhalb Alessio mündete. „Dass der Fluss jetzt keines-



Die Südseite der Zitadelle von Skutari mit der Drinasabrücke.

wegs zum erstenmale die Ebene in nordwestlicher Richtung durchschneidet, sondern dies nur die Wiederholung eines Hergangs ist, welcher im Laufe der Zeiten mehr als einmal statthatte", erschloss bereits Hahn[1]) aus der Schichtenfolge in den Uferböschungen.

Die Befahrung der Bojana und des Sees bezeugen schon für diese Zeit Livius[2]) und die Münzen des Königs Gentius, sowie der Stadt selbst,[3]) die zugleich den Schiffstypus kennen lehren. Dass die

[1]) Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar 36.

[2]) XLIV 31: flumine Barbanna navigat (Gentius) in lacum Labeatum.

[3]) I. Brunšmid, Die Inschriften und Münzen der griechischen Städte Dalmatiens 70 ff.

Wasserwege auch später, in der römischen Kaiserzeit bis tief in das Binnenland ausgenützt wurden, lässt der Import italischer Dachziegel bis nach dem montenegrinischen Podgorica, dem alten Doclea[1]), erschliessen.

Die erwähnten Münzen zeigen durch ihre Typen, darunter den Kopf des Zeus von Dodona, durch die griechischen Legenden und griechischen Beamtennamen, dass das Griechentum im zweiten Jahrhunderte v. Chr. in Scodra festen Fuss gefasst hat, und bei der günstigen kommerziellen Lage des Ortes wird es sich hier wie in anderen Emporien der Adria auch späterhin erhalten haben, ist doch selbst in dem weit entfernteren Doclea eine griechische Kolonie in der Kaiserzeit nachweisbar.[2]) Nach dem Zirkulationsgebiete der Münzen reichten die Handelsverbindungen des Platzes im Norden bis zur Narentamündung und in den Archipel Mitteldalmatiens.[3])

Im Jahre 168 v. Chr. ergab sich Gentius nach einer vor den Toren Scodras verlorenen Schlacht den Römern, ohne die Vorteile des „munitum situ naturali oppidum" auszunützen.[4]) Im darauffolgenden Jahre wurde in der Stadt durch den Sieger, den Praetor L. Anicius, und eine Kommission des römischen Senates auf einer Versammlung der Stammeshäuptlinge das Reich des depossedierten Königs staatsrechtlich neu geordnet. Es zerfiel fortan in drei kleine von Rom natürlich abhängige Republiken, von denen eine aus dem Gebiete der Labeaten samt Scodra bestand. Dieses hatte nun die Hälfte der bisher an den König gezahlten Grundsteuer an Rom zu entrichten.[5])

Von Scodra hören wir erst wieder im Jahre 40 v. Chr., da sein Meridian im Vertrage von Brundisium als Demarkationslinie zwischen den Machtbereichen des Octavian und Marcus Antonius bestimmt wurde.[6]) In der Kaiserzeit war die Stadt ein „oppidum

[1]) Pódgoritza. CIL. III 2328[19].

[2]) CIL. III 12.702 (vgl. 13.822). 12.708 (vgl. p. 2253.) Vgl. Patsch, Zur Geschichte und Topographie von Narona 111.

[3]) Vgl. Patsch a. a. O. 100.

[4]) Livius XLIV 31.

[5]) Livius XLV 26. Mommsen, Römische Geschichte I[8] 773; G. Zippel, Die römische Herrschaft in Illyrien bis auf Augustus 95 ff.

[6]) Appian b. c. V 65. Vgl. V. Gardthausen, Augustus und seine Zeit I 216.

civium Romanorum"[1]) mit dem Range einer Kolonie, an deren Spitze als oberste Behörde Duoviri standen.[2]) Zu ihrer Prosperität wird nun auch beigetragen haben, dass sie der Knotenpunkt zweier römischen Strassen wurde, der langen dalmatinischen Küstenroute, die in einem Bogen von Ulcinium-Dulcigno über Scodra nach Lissus-Alessio und weiter nach Dyrrachium-Durazzo führte, und der Chaussee, die durch Montenegro und längs des Ostufers des Skutari-Sees herabkam.[3]) Bei der Teilung Dalmatiens wurde Scodra unter Kaiser Diokletian die Hauptstadt der Provinz Praevalitana oder Praevalis[4]) und fiel hernach bei der Reichsspaltung mit dieser dem oströmischen Reiche zu.

Die römische Stadt dehnte sich am Südfusse des Hügelzuges, der ihr als Akropole diente, bis zum Kiri und zur Drinasa aus, denn hier wurden in den Uferböschungen der letzteren von mehreren glaubwürdigen Personen gut gearbeitete Steinmonumente von bedeutenden Dimensionen gesehen, die, ohne dass man ihnen nachgehen durfte, wieder mit Sedimenten überlagert wurden, wie denn die fluvialen Bodenerhöhungen und Rinnenänderungen die archäologische Forschung in und um Skutari sehr erschweren. Im Jahre 1685 war „nella moschea nova appresso il ponte rotto", womit wohl die Kassim Ali Sultan-Moschee (vgl. u. S. 24) gemeint ist, noch eine von der Stadt dem Kaiser Septimius Severus im Jahre 194 gewidmete Ehreninschrift erhalten.[5])

In der byzantinischen Zeit gehörte Skutari zu der Provinz, dem Thema, von Dyrrachium und verblieb in diesem Verbande allerdings mit slawischen Unterbrechungen bis auf Kaiser Manuel Komnenos (1143—1180), nach dessen Tode es der Grossschupan

---

[1]) Plinius n. h. III 144.

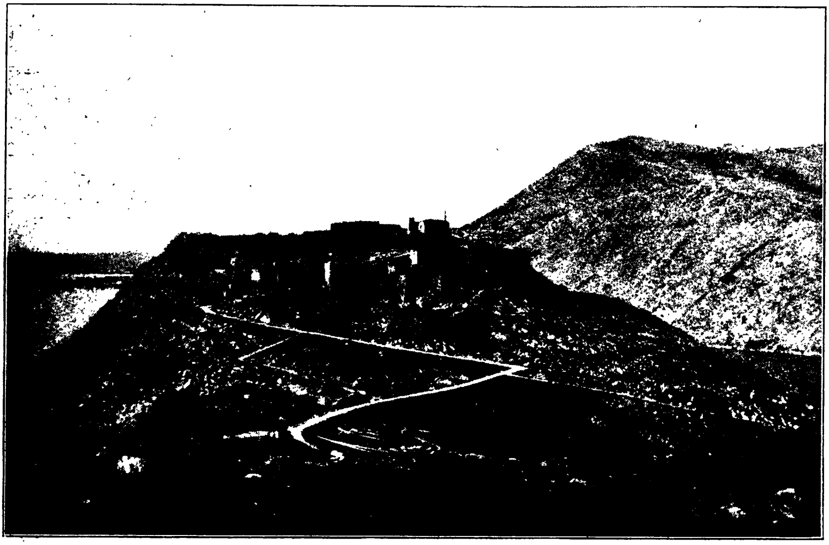
[2]) CIL. III 12.695 (vgl. p. 2119 und 2253).

[3]) Itinerarium Antonini 339, 4; Tabula Peutingeriana; Geographus Ravennas 379, 10. Vgl. Ptolemaeus II 16, 7. H. Kiepert, Formae orbis antiqui XVII Beiblatt 5 Anm. 49.

[4]) Vgl. J. Marquardt, Römische Staatsverwaltung I² 300.

[5]) A. Theiner, Vetera monumenta Slavorum meridionalium historiam illustrantia II 218; Patsch, Jahreshefte des Österr. Archäologischen Institutes 1907 Beiblatt.

Stephan Nemanja mit dem serbischen Reiche verband.[1]) Die Erinnerung an die byzantinische Periode bewahrten in Skutari zwei Lokalnamen, der des Burgfelsens Rosafa[2]) und der noch heute gebräuchliche des gegenwärtig ausschliesslich von Mohammedanern bewohnten Stadtviertels Ajásma, welches im Weichbilde des römischen Scodra liegt. Die erstgenannte Benennung wurde hierher mit dem Kulte der Heiligen Sergius und Bacchus, die wir bereits o. S. 10 angetroffen haben, aus Syrien übertragen, wo die Stadt Rosapha der Schauplatz der Legende war.[3]) Mit Ajasma werden in griechischen



Die Ostseite der Zitadelle von Skutari.

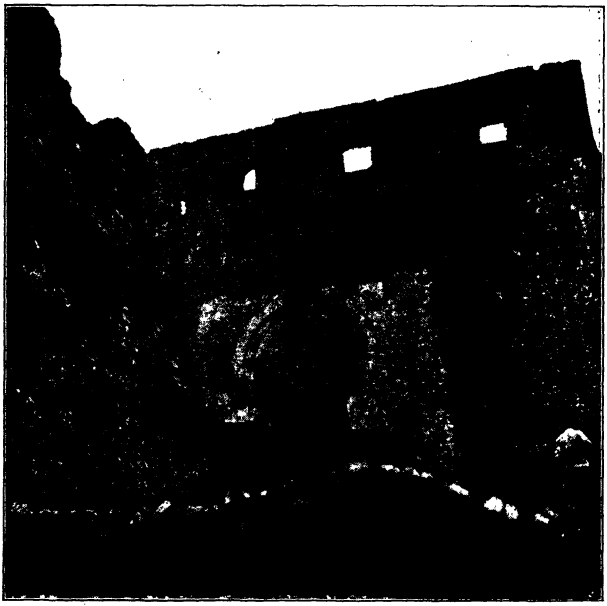
Ländern wundertätige Quellen bezeichnet. Offenbar befand sich auch hier ein solches heiliges Wasser, das mit einer Kirche oder Kapelle seit der türkischen Besitznahme verschwunden ist.

[1]) Jireček, Die Handelsstrassen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters 17 ff. 34

[2]) Dieser Name wird noch von Reisenden des XIX. Jahrhunderts angeführt, doch haben sie ihn nur aus der Literatur. In Skutari selbst ist er seit langem unbekannt.

[3]) Jireček, Das christliche Element in der topographischen Nomenklatur der Balkanländer 49 ff.

Nach der Auflösung des serbischen Reiches im Jahr 1355 kam Skutari unter die Herrschaft der Balšići, der Fürsten von Zeta im heutigen Montenegro, unter denen in der Stadt wieder Münzen geprägt wurden.[1]) Der Vorletzte der Dynastie, Georg II. Stracimir, trat unseren Ort, da er in seinem Besitze durch die Türken bedroht wurde, 1396 gegen eine Jahresrente an die Venezianer ab,[2]) die sich hier bis 1479 zu behaupten vermochten, in welchem Jahre die Stadt nach einer denkwürdigen Belagerung freiwillig an die Türken abgetreten wurde.[3])



Das Tor der Zitadelle von Skutari.

Erst aus der venezianischen Zeit sind bedeutendere Erinnerungen verblieben. Die wichtigste bildet die Zitadelle, welche die Stelle der alten Akropolis auf der westlichsten, höchsten (133 *m*), nur im

[1]) Bálschitschi, Seta. S. Ljubić, Opis jugoslavenskih novaca 171 ff.; Vj. Celestin, Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien VI 538 ff.

[2]) Ljubić a. a. O. 172; Gelcich, La Zedda e la dinastia dei Balšich 167 ff.

[3]) J. von Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches I², 535 ff.

Osten leichter zugänglichen Felsenerhebung des Hügelzuges von Skutari einnimmt.[1]) Der Mauerkranz und die Toranlage, die der Bodenbildung entsprechend im Osten angebracht ist, sind im wesentlichen noch alt. Dagegen ist das Innere teils ganz vernichtet (so durch wiederholte Pulverexplosionen), teils baulich verändert.

Die Umfassungsmauer mit vier Türmen im Osten, drei im Norden und nur einer derartigen Verstärkung im Süden schliesst einen ovalen Raum ein, der durch starke Mauern mit gewölbten Toren in drei Höfe geteilt wird. Der erste Hof ist völlig wüst.



Moschee im zweiten Hofe der Zitadelle von Skutari.

Der zweite, ein grosses Rechteck, enthält mehrere ältere und neuere Gebäude und Ruinen sowie Zisternen. Das interessanteste Bauwerk ist rechts vom Wege, der zum dritten Hofe führt, eine Moschee mit abgestürztem Minarett. Sie wird für eine alte Kirche gehalten, wofür der Umstand zeugt, dass zwischen der Moschee und dem

[1]) Vgl. Ippen, Glasnik 1902 177 ff.

Minarett die Reste eines gotischen Kreuzganges erkennbar sind. Vielleicht ist sie die dem hl. Stephan geweihte Domkirche, die sich auf der Burg befand und die, in eine Moschee umgewandelt, noch 1685 eine als Trophäe geschonte Orgel enthielt.[1]) Die Nachprüfung des Inneren ist verwehrt, weil das Gebäude gegenwärtig als Munitionsdepot dient.

Der dritte Hof bildet ein geräumiges Dreieck mit Magazinen, Kasematten und Zisternen. Alte Skutariner wissen noch zu erzählen, dass hier der Palast der Familie der Buscháti[2]) stand, der nach deren Depossedierung (im Jahre 1831) bis 1865 von dem Gouverneur des Wilajets bewohnt wurde. Den Scheitel des Dreiecks bildet eine halbkreisförmige Bastion, von der man ebenso wie von dem der Festung im Osten unmittelbar folgenden und von ihr durch eine breite Einsattlung getrennten Hügel einen umfassenden Rundblick geniesst. Das ganze Relief Ober-Albaniens prägt sich hier mühelos dem Gedächtnisse ein. Über dem bald grün bald silberweiss sich weit nach Nordwest dehnenden Spiegel des Sees und der ihn zur Rechten begleitenden Niederung mit reich wechselnden bewaldeten und kahlen Hügeln, Feldern, Wiesen und hell schimmernden Dörfern zeichnen sich vom blauen Himmel die Berge Montenegros ab, unter denen der massige Lovćen, an dessen Fusse Cetinje liegt, und der aus dem Zetatale aufsteigende Garač besonders markant hervortreten.[3]) Gegen Osten reihen sich aneinander die Zacken und Schroffen des Pórun, die kühne Pyramide des Maranáj und die kräftige Kuppe des Cukali und dahinter zieht sich in Kämmen und Gipfeln die weite Linie der Nordalbanischen Alpen. Vor ihr lugen die höchsten Erhebungen des Šala-Gebirges[4]) auf, die Steilpyramide der Ágra und die Wände der Ndermájna. Bis lange in den Sommer hinein blinken von dort Schneefelder herüber, von denen sich Buchen- und Eichenwälder dunkel abheben.

---

[1]) Theiner, Vetera monumenta II 218; Jireček, Die Handelsstrassen 66 und Die Romanen in den Städten Dalmatiens während des Mittelalters I 53.

[2]) S. u. S. 25. Auch ihre angeblich prächtige Sommerresidenz in dem Dorfe Kozmači, südöstlich von Skutari, ist verschwunden. Nur einige Pfeiler des Aquaeduktes, welcher Quellwasser von Jubani herabführte, haben sich in den Feldern erhalten.

[3]) Lówtschen, Gáratsch.

[4]) Tzukáli, Schála.

Bei allmählicher Wendung nach Süden breitet sich vor uns der grüne, mit Baumgruppen und Dörfern geschmückte Teppich der Ebene des Drin aus, der aus dem Felsentore bei Vau Dejns sein Band dem Plane einflicht. Die Bergumrahmung bilden zunächst am Rande der Zadrima, des Flachlandes am linken Drinufer, der spitze Doppelgipfel der Šita Hajmelit, der lange Rücken der Krešta, die zwei mächtigen, durch eine tiefe Einsattlung getrennten Kuppen der Velja und endlich der Mali Šelbuemit über Alessio mit dem an ihn sich schmiegenden, viel niedrigeren Zitadellenberge dieser Stadt.[1]) Den ersten Kranz überhöhen bis in verdämmernde Ferne der lange Rücken des Mali Šejnt, oberhalb Oroši im Mirditenlande, der lange in Weiss gekleidete Rücken der Deja Macuklit zwischen den Landschaften Mátja und Lúrja, der östlich zum Schwarzen Drin abfällt, und die abgestutzte Pyramide oberhalb Krója, die das Mausoleum des Sarisaldik trägt.[2])

Gegen das heraufschimmernde Meer zu verfolgt man die drei parallelen Hügelzüge, welche die Ebene gliedern und den Drin zu einem weitem Umwege zwingen, sieht die von ihnen eingeschlossenen Täler ein und folgt dem unheilvollen Winden und Schlingen der Bojana.

In der venezianischen Periode hat die Stadt ausser dem bereits in der antiken Zeit besiedelten Südfusse des Burgberges auch den Mündungswinkel der Drinasa und Bojana an dessen Westabfall eingenommen. Nebst Ruinen und Trümmern befinden sich hier zwei Baulichkeiten, welche der Tradition zufolge einst Kirchen waren. Die eine ist ein rohes Gemäuer, das durch Kalkstriche in Kreuzesform die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Sie wird für die Kirche der Madonna del buon consiglio gehalten, deren Bild vor der Besetzung der Stadt durch die Türken das Gotteshaus verlassen und sich in wundersamer Fahrt nach Genazzano (östlich von Rom) geflüchtet habe, wo es in einer reichen Wallfahrtskirche noch heute verehrt wird. Die andere „Kirche“ steht am Ufer der Bojana und wird dem hl. Blasius, dem Schutzpatron der hiesigen ragusanischen Kolonie zugeschrieben. Wie bereits o. S. 1 erwähnt wurde, steht sie jetzt als Petroleummagazin in Verwendung und hat früher,

[1]) Wau, Sadríma, Schíta Hajmélit, Kréschta, Wélja, Schelbúemit.

[2]) Schejnt, Oróschi, Déja Matzúklit, Sárissáldík.

was auch der mit mehreren Kuppeln überdeckte rückwärtige Teil beweist, als türkisches Bad gedient. Der Vorderteil des Gebäudes ist jedoch älteren Ursprungs und spricht für die Tradition; in seinem Mauerwerk wechselt Bruchsteinmauerung mit Ziegelscharen ab.

Als vor Jahren auf diesem ebenfalls von Anschwemmungen überdeckten Gelände am Ufer der Bojana nach Sand gegraben wurde, stiess man auf Steinplatten und den Unterbau eines Pfeilers sowie auf Bogen, die offenbar von einer alten Bojanabrücke herrührten. Sie übersetzte den Fluss südlicher als die heutige Brücke.



Die vermutliche St. Blasiuskirche in Skutari.

Über die Lage der Kirchen, die der Skutariner Geistliche Marinus Barletius zur Präzisierung der Punkte, auf denen die Belagerungsgeschütze aufgestellt waren, in seiner Geschichte der Eroberung Skutaris durch die Türken im Jahre 1478 anführt,[1]) sind zum grössten Teil nur mehr Vermutungen möglich. Er nennt ausser der St. Blasius- und der Marienkirche, die bereits oben er-

[1]) Marini Barletii, Scodrensis sacerdotis, de Scodrensi obsidione et expugnatione libri III bei Ph. Lonicerus Chronicorum turcicorum tomus tertius (Frankfurt 1578) 231 ff.

wähnt wurden, St. Lazarus, St. Veneranda und Hl. Kreuz. Die beiden ersteren standen wohl zwischen den gegenwärtigen Stadtvierteln Tabáki und Karahássaj auf dem der Zitadelle nächsten Hügel der Skutariner Kette, der mit dem oft notierten „mons Bassae, dem Berge des Paschas", identisch ist. Die Kreuzkirche ist am Ufer des Kiri in dem Quartier Tabaki oder Ajasma zu suchen.

Die während der Belagerung über die Bojana geschlagene hölzerne Brücke lag natürlich ausserhalb der Stadt noch weiter flussabwärts als die oben angeführten Brückenreste, auf der Lokalität Cathilina, deren Name sich in Blíni Katalínit erhalten hat.

Die türkische Eroberung hat natürlich der Stadt, die schon durch die vorhergehenden Angriffe gelitten hatte, nicht zum Vorteil gereicht. Die Kontinuität und die Zugehörigkeit zum Westen wurden unterbrochen, zumal da der grösste Teil der alten Bevölkerung nach Venedig, Ravenna, Padua und Treviso auswanderte.[1]) Nun Iskenderije genannt, wurde sie zum Vororte des nach ihr benannten Sandschaks gemacht, an dessen Spitze der Sandschak Beji mit dem Range eines Paschas mit zwei Rossschweifen stand, der dem Beylerbey von Rumili, dem Statthalter der ganzen Balkanhalbinsel mit Ausnahme von Bosnien und Griechenland, unterstellt war. Im Jahre 1614 wird berichtet, „la città col borgo può fare case 400 et gente armata 1000."[2]) Während aber die türkische Herrschaft in ihrer kräftigen Zeit in anderen Städten Baudenkmäler aller Art, Moscheen, Karawanseraien, Brücken, Brunnen usw. geschaffen hat, hat sie sich in Skutari in dieser Weise nicht betätigt.

Als ältestes Zeugnis der Mohammedanisierung der Stadt gilt die kleine Moschee Kassim Ali Sultan mit eingestürztem Minarett am Ufer der Drinasa gegenüber der Madonna del buon consiglio genannten Ruine (o. S. 22). Hier soll zuerst der neue Glaube verkündet worden sein. Sie führt den Namen nach einem Derwisch, der nach der Tradition das Belagerungsheer durch feurige Predigten enthusiasmiert und eine Kapelle in die Moschee umgewandelt hat. Sein Türbe (Mausoleum) trennt eine Strasse von dem Gotteshause.

---

[1]) Farlati-Coleti, Illyricum sacrum VII 316; Hammer a. a. O. 546.

[2]) Vgl. die Beschreibung des Sandschaks von Skutari von Mariano de Polizza, herausgegeben von S. Ljubić, Starine XII 175.

Auch die politische Geschichte hat aus den ersten Jahrhunderten der türkischen Herrschaft keine Erinnerungen hinterlassen. Erst beiläufig seit dem Beginne des XVIII. Jahrhunterts, als die Autochthonen gegen das Stambuler Regiment und die fremden Beamten zu frondieren begannen, lichtet sich allmählich das Dunkel.

Nach der ältesten mündlichen Überlieferung zerfiel die Stadt in zwei feindliche Teile. Der eine bestand aus Tabaki, dem Viertel der Gerber am Südfusse des Schlossberges, der andere umfasste die übrigen Quartiere und Handwerke, welche den gegenwärtigen Basar am Nordwestfusse der Zitadelle einnahmen. Den Innungs- und Lokalhader beuteten einige mächtige Familien, welche den Titel Bey führten, für sich, gegeneinander und wider die Pforte aus. Zu den einflussreichsten gehörten die Sippen der Tschauschógli, welche die Nordquartiere führten, und der Madschár, nach denen noch jetzt eine von ihnen gestiftete Moschee und eine Brücke über einen vom Kiri kommenden Mühlgraben, die Úra Madschárit, heissen. Den Preis erlangte jedoch eine aus dem südlich von Skutari, am Drin gelegenem Dorfe Bušat zugezogene Familie, deren Chef Mehmed Bey Buschati (türk. Buschatli) sich in Tabaki niederliess und bald die Führung des Viertels übernahm. Diesem gelang es, die Würde des Paschas von Skutari an sich zu bringen. Er sicherte sich seine Stellung durch die Ausrottung des aristokratischen Elements in der Stadt und auf dem flachen Lande und erweiterte sein Paschalik über Dulcigno, Alessio, Tirana, Elbasan, Mati, Dibra und Dukadschin. Die Würde vererbte sich in der Familie.

Noch bedeutender als Mehmed war sein Sohn Kara Mahmud Pascha, der 1779—1796 Nordalbanien beherrschte. Seine Zeit ist mit unablässigen Fehden und Kriegen mit den Nachbarn ausgefüllt, die ihn auch mit der Pforte in Konflikt brachten. Diese sandte im Jahre 1787 ein Heer vor Skutari. Bei einem Ausfalle aus der Zitadelle wurden jedoch die Belagerer geschlagen und die Türkei hatte, seit Sommer 1787 mit Russland und seit Anfang 1788 mit Österreich im Kriege, keine Zeit, die Niederlage an dem Unbotmässigen zu rächen. Mahmud trat nun sogar mit Österreich in Unterhandlungen ein, wobei er versprach, für Geld und Munition die Kräfte seines Oberherrn durch eine Erhebung in Albanien zu schwächen. Auf der Rückreise von Skutari wurden aber die kai

serlichen Abgesandten am 21. Juni 1788 auf seinen Befehl bei dem am Westufer des Sees gelegenen Dorfe Murići ermordet.[1]) Für die abgeschnittenen Köpfe erhielt Mahmud von der Pforte volle Verzeihung und im Jahre 1790 sogar die Würde eines Wesiers. Am 22. September 1796 fiel er in einem neuerlichen Kriege mit Montenegro in dem Treffen bei Kruse (westlich von Podgorica[2]).

Der letzte erbliche Statthalter aus der Familie Buschati war der Wesier Mustafa Pascha, ein Zeitgenosse Ali Paschas von Janina. In den Kriegen gegen die aufständischen Griechen und gegen Russland (1829) erwies er sich als eine schwache Stütze des Reiches. Er war die Hoffnung der mit den Reformen Sultans Mahmud II. unzufriedenen Elemente auf der Halbinsel. Im Jahre 1831 zog er gegen die grossherrlichen Truppen zu Felde; er wurde jedoch bei Prílip (nördlich von Mónastir) geschlagen und in der Zitadelle von Skutari eingeschlossen. Er ergab sich und musste nach fünfzehnjähriger fürstlicher Herrschaft seinen ständigen Aufenthalt in Konstantinopel nehmen.[3]) Die bedeutenden Besitzungen, welche seine Familie mit allen Mitteln zu erwerben gewusst hatte, wurden ihm jedoch nach einigen Jahren wiedergegeben nnd verblieben seinen Nachkommen, die noch jetzt in Konstantinopel wohnen.

Die Zeit dieser autochthonen Statthalter bedeutete die Blüte Skutaris in der türkischen Periode. Alles was in der Stadt halbwegs erwähnenswert ist, datiert aus ihr. Allen Stolz und alle heimatliche Freude verbindet der Skutariner mit „n' wakt wesírit", wie ja auch in Südalbanien der dem nationalen Boden entsprossene Ali Pascha eine volkstümliche Gestalt bis auf den heutigen Tag verblieben ist.

Mit dem Sturze der Buschati erlosch aber nicht die Widerspenstigkeit Oberalbaniens. Die Bestrebungen, auch hier Reformen einzuführen, riefen blutige Aufstände hervor. 1833 wurde der Gou-

---

[1]) Múritschi. Vgl. die aktenmässige Darstellung dieser Begebenheit in der Österr. militärischen Zeitschrift 1828 II 170 ff. 263 ff.

[2]) Pódgoritza. Darüber geben zwei im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien aufbewahrte Relationen des Wladika Peter von Montenegro nähere Auskunft. Sonst vgl. I. G. Wilkinson, Dalmatien und Montenegro (bearbeitet von W. A. Lindau) I 293 ff; A. Boué, Die europäische Türkei II 454 f.

[3]) D. Urquhart, Der Geist des Orientes. Übersetzt von F. G. Buck II 220 ff; Boué a. a. O. 439 f. 466 ff; Hahn, Albanesische Studien I 97 ff.

verneur Namik Pascha in der Zitadelle von Skutari belagert und 1835 liess Hafis Pascha den im Bereiche der Festungsgeschütze liegenden Stadtteil bombardieren, wobei 960 Häuser eingeäschert wurden.[1])

Die Stadt hatte mittlerweile allmählich eine starke lokale Veränderung erfahren: die Quartiere am Nordwestfusse des Schlossberges wurden ausschliesslich zum Basar und eine immer mehr in die Ebene wachsende Neustadt okkupierte nordöstlich von ihnen frühere Jagdgründe im Norden der Skutariner Hügelkette. Hier dürfte es kein Haus geben, das älter wäre als 150 Jahre.

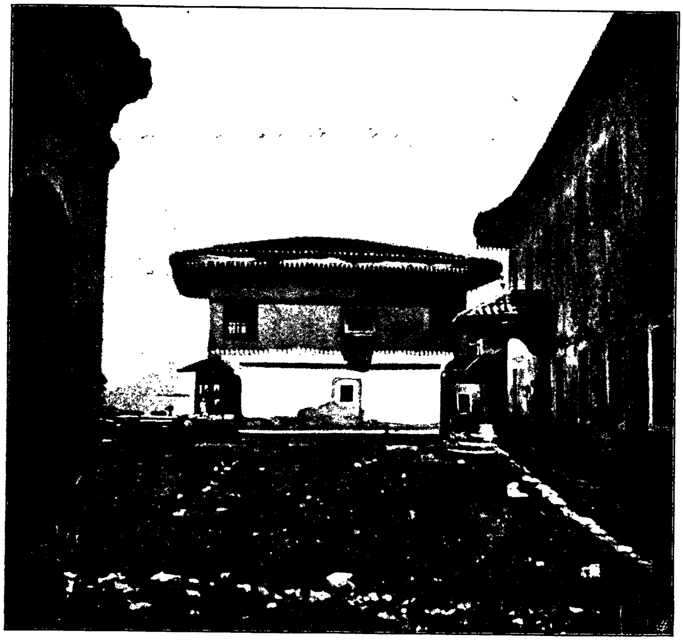
Gegenwärtig ist die Trennung zwischen dem Geschäftsviertel und den Wohnquartieren so streng durchgeführt wie vielleicht in keiner anderen orientalischen Stadt. Beide sind durch unverbautes Gelände, durch Felder und Olivenhaine getrennt. Des Morgens ziehen in langen Zügen fast sämtliche männlichen Bewohner Skutaris aus der Neustadt in den Basar und verbleiben hier den ganzen Tag. Vor Sonnenuntergang kehren sie wieder zu den Familien zurück, die kleineren Leute zu Fuss, in kleinen Rucksäcken eingekaufte Lebensmittel heimtragend, die vermögenden Kaufherren zu Pferde oder seit jüngster Zeit zu Wagen, einem früher hier unbekannten Beförderungsmittel.

Der Basar schmiegt sich schmal, aber lang, von der Brücke über die Bojana ausgehend, dem Schlossberge an. Er bildet eine lange Hauptstrasse mit zahlreichen Seitengassen, die sich wieder in ein Netz von Gässchen und kleinen Plätzen verästeln. Dem Fremden erscheint er als ein Wirrsal, in dem die Orientierung und das Gehen durch schlechtes, glatt getretenes Pflaster, durch Gossen, vorstehende Pfosten und durch die Gleichförmigkeit der Bauten erschwert werden. Diese bestehen aus vielen Hunderten aus Stein aufgeführter Häuschen und sind teils ein-, teils zweigeschossig. Die Vorderseite des Erdgeschosses ist tagsüber ihrer ganzen Ausdehnung nach offen und wird nach Geschäftsschluss durch eine Anzahl aufeinander gelegter Holzbohlen verschlossen. In diesem als Laden, vielfach gleichzeitig auch als Werkstätte dienenden Raume hockt der Handwerker oder Kaufmann und harrt gelassen der Kunden. Diese

[1]) Boué a. a. O. 469; Hahn a. a. O. 103; J. Müller, Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze (Prag 1844) 48.

treten seltener bei ihm ein; in der Regel bleiben sie auf der Strasse vor dem Budenrande stehen.

An grösseren Gebäuden besitzt der Skutariner Basar aus der Zeit der Buschati einen Besestan, eine der im Oriente üblichen Markthallen für besonders kostbare Waren. Um ihn gruppieren sich die Läden und Bureaux der Grosskaufleute. Ferner liegt im Basar auch eine theologische Lehranstalt, Medresse, die aus einem grossen Hauptgebäude, mehreren zierlichen, aber vernachlässigten



Bibliothek in Skutari.

Kiosken und einem abgesonderten Bibliotheksbau besteht. Von den sieben hier hefindlichen bescheidenen Moscheen führt eine nach einer alten, wipfellosen Zypresse in ihrem Hofe den merkwürdigen Namen „Tu selwía e hunkjárit Zur Zypresse des Sultans". Über dem Basar erhebt sich das kuppelgeschmückte Türbe (Mausoleum) des Baba Mustafa, eines Lokalheiligen, das ebenfalls einen ungewöhnlichen

Namen hat. Es heisst im Volksmunde „Zoja pazarit Die Herrin des Basars".[1]) Da Zoja bei den Katholiken Madonna bedeutet, kann man vermuten, dass hier ehedem eine Marienkirche stand, deren Name auf das Grabmal übergieng.

Die Sonderung der verschiedenen Gewerbe nach Gassen oder Strassenteilen ist wie in anderen orientalischen Basaren auch in Skutari, wenn auch nicht in der früheren Strenge, durchgeführt. So reihen sich aneinander die Töpfer, Tischler, Waffenschmiede, Sattler und die Mäntelschneider. In eigenen Seitengassen sind wiederum die Kupferschmiede, Schneider, Goldsticker, Silberarbeiter usw. vereinigt. Es herrscht hier aber lange nicht mehr die bis gegen 1860 gerühmte emsige Tätigkeit. Skutaris Wohlstand ist mit seiner Bedeutung als einer der Haupthandelsplätze der Balkanhalbinsel untergegangen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermittelte die Stadt für den ganzen Westen der Halbinsel den Bezug vieler europäischen Waren. Ihre Kaufleute hatten Warenlager in Prizren, Üsküb und Monastir und besuchten die grossen Messen in Seres und Philippopel. Fast die gesamte Seidenausfuhr von Rumelien war in Skutari konzentriert und umgekehrt giengen Skutariner Seidenfabrikate nach Rumelien, Serbien, Bosnien und Dalmatien. Doch darf man daraus sowie aus dem ganz bedeutenden Vermögen, das mehrere katholische Kaufleute damals erwarben — die Mohammedaner befassten sich nur ganz vereinzelt mit Handel — nicht schliessen, dass dem Skutariner ein grosser kaufmännischer Geist und Zug eigen sind, die sich in kühnen Operationen und gross angelegten Geschäften äussern. Er ist vielmehr ein kleinlicher Händler, der jeden kleinen Profit achtsam verfolgt und seine Bedürfnisse ängstlich einschränkt. Der Aufschwung von Adrianopel und Salonik, die Einführung der Dampfschiffahrt auf der Donau bis Belgrad und später die Bahn Salonik — Mitrovica schränkten den Handelsrayon immermehr ein.[2])
Zu dem Niedergange trugen aber auch örtliche und administrative Ursachen bei.

Die Armut der Bevölkerung war schon vor dem unheilvollen Erdbeben des Jahres 1905 so gross, dass viele Katholiken die Stadt

---

[1]) Sója pasárit.

[2]) Über die frühere Handelstätigkeit vgl. Hahn, Albanesische Studien I 105 ff.

verliessen. Sie wandten sich nach Montenegro, Süddalmatien, in die Hercegovina und nach Bosnien, wo sie sich als Krämer und Wirte fortbringen. In Virpasar, Rijeka und Cetinje sind alle Läden und Schankwirtschaften in ihren Händen. Die Mohammedaner wenden sich dieser Erwerbstätigkeit nicht zu, unter ihnen ist deshalb das Elend daheim noch grösser.

Bei den wenigen Sehenswürdigkeiten, welche Skutari bietet, ist der Basar immerhin ein Schauobjekt. Vor allem ist ein Gang durch die Gasse der Silberschmiede anziehend. Mit ganz primitiven Werkzeugen werden hier zumeist in Filigran Tabakdosen, Knöpfe, Broschen, Ohrgehänge, Armbänder usw. mit geschmackvoller Musterung erzeugt. Getrieben werden Griffschalen und Scheiden für Messer und Jatagane. Früher erfreuten sich die mit Silber beschlagenen Pistolen und schön getriebenen Patronenbüchsen aus Skutari eines grossen Rufes auf der ganzen Balkanhalbinsel. Seit dem Überhandnehmen der neuen Waffen begnügt man sich, die Schäfte der Revolver mit silbernem Filigrangeflecht zu verzieren, in das Korallen und farbige Steine eingesetzt werden.

Offenkundiger zeigt sich der Niedergang des Kunsthandwerks in der Gasse der Gold- und Silbersticker, die ehedem sehr beschäftigt waren, da das Kostüm der reichen mohammedanischen Frau und auch die Westen und Jacken der Männer so mit Goldstickerei bedeckt zu sein pflegten, dass das Tuch bloss an wenigen Stellen sichtbar war. Jetzt arbeiten nur noch einige Meister.

In mehreren Werkstätten werden Gürtel für die Gebirgsbäuerinnen hergestellt. Es gibt deren zwei Sorten. Die eine ist ein mit glänzenden Stahlstiftchen ganz bedeckter Ledergürtel, die andere besteht aus aneinander gereihten Messingplatten und Ornamenten sowie einer Anzahl vou Anhängseln, die der Form nach in den prähistorischen Gräbern des Landes Analogien haben.

Eine Eigentümlichkeit des Zunft- und Gewerbewesens in Albanien ist, dass manche Handwerke nur von bestimmten Landschaften, Orten und Konfessionen ausgeübt werden. So sind die Silberarbeiter ausschliesslich Katholiken aus Djakova. Die Töpfer stammen hinwiederum aus Kavaja.[1]) Die Bäcker sind zumeist Bulgaren aus Struga am Ochrida-See; keinem Skutariner würde es beifallen,

[1]) Dschakówa, Kawája.

ihnen Konkurrenz zu machen. Die Kupferschmiede sowie die Zinnarbeiter, welche das Kupfergeschirr verzinnen, sind eingewanderte Serben und Walachen. Das Sattler- und Fleischerhandwerk wird nur von Mohammedanern betrieben. Ebenso sind die meisten Gold- und Silbersticker dieses Glaubens. Sein Monopol waren auch die Seidenfabrikation und die Gerberei, die nun ganz herabgekommen sind. Nach letzterer heisst das älteste Stadtviertel am Südfusse der Zitadelle Tabaki. Hier reihte sich „n' wakt wesirit" eine Gerberei an die andere, wo ein geschätztes und gut bezahltes Saffian- und Maroquin-Leder erzeugt wurde. Gegenwärtig sind davon in den Gärten von Tabaki nur die gewaltigen, zum Teil gebrochenen Steintröge, in denen die Felle gegerbt wurden, verblieben.

Wie der Stambuler Basar hat auch der Skutariner seinen Bitpasar. Trödel- oder (wörtlich) Läusemarkt. Er entbehrt auch deswegen nicht des Interesses, weil hier Frauen selbstgearbeitete Gewebe, Kleidungsstücke und Stickereien feilbieten. Auch noch auf einem zweiten kleinen, dreieckigen Platze hocken, dichtgedrängt und weiss verschleiert, Frauen und halten mit nach allgemein mohammedanischer Sitte mit Henna rot gefärbten Fingerspitsen den Passanten die Erzeugnisse ihres Hausfleisses entgegen.

Am lehrreichsten ist der Besuch des Basars am Mittwoch, dem Tage des Wochenmarktes. Aus den Dörfern der Ebene nnd vom Hochlande strömen Männer und Frauen zusammen zum Ein- und Verkauf, aber auch bloss zur Unterhaltung, um Freunde zu sehen und Neuigkeiten zu erfahren. Die Hauptstrasse füllt eine dicht gedrängte, sich langsam schiebende Menge von Menschen und Tragtieren.

Die Männer bieten in ihrer weissen, mit schwarzen Borten mehr oder weniger reich benähten Lodenkleidung keine besondere Abwechslung, da die kleinen Verschiedenheiten, welche in Schnitt und Verzierung jedes Gebiet aufweist, nur bei näherem Studium hervortreten. Am auffälligsten sind die Mirditen durch ihren langen, bis auf die Knöchel herabfallenden, faltigen Leibrock, während die übrigen Männer einen kurzen Spenser tragen. Dagegen zeichnet das Frauenkostüm eine bunte Mannigfaltigkeit aus.[1]) In schwarz

[1]) Mehrere Photographien bei A. Degrand, Souvenirs de la Haute-Albanie 54 ff.

und rot gemusterten, glockenförmigen Röcken, die kaum bis zu den Knöcheln reichen, mit Silberketten reich behangen, den Kopf mit farbigen Seidentüchern und weissen Schleiern umhüllt, geht selbstbewusst die Bäuerin aus dem Gebirge östlich des Skutari-Sees daher. Viel weniger reich gekleidet, aber gefällig präsentiert sich ihre Genossin aus den Tälern von Šala und Pulti in ihrem geteilten Rocke, dessen rückwärtiger Teil in einem Metallgürtel kokett aufgesteckt ist. Ein kurzer, plissierter schwarzer Rock kennzeichnet die Bäuerin aus der Ebene. Die Frauen der Mirdita sind dagegen arme, abgearbeitete, in weite Leinengewänder gekleidete Geschöpfe. Mit der Verhüllung nehmen es nicht alle umliegenden mohammedanischen Dörfer gleich streng. Manche lassen ihre Frauen ganz unverschleiert zu Markte gehen; dagegen sind die Bäuerinnen aus Anamalit und vom Drin mit weissen Tüchern so dicht vermummt, dass nur die Augen herauslugen; ausserdem ist die ganze Gestalt noch mit einem grossen weissen Laken bedeckt.

An den anderen Tagen der Woche ist der Basar recht still und einsam. Die Krämer und Handwerker machen sich gegenseitig Besuche, trinken Kaffee, rauchen Zigaretten und machen sehr viel in Politik. Behagt ihnen etwas nicht, so werden Elle und Wage beiseite gelegt und Gewehre und Revolver hervorgeholt. Die Führer geben den Befehl aus, die Läden zu schliessen, und niemand wagt sich zu widersetzen. Es dies immer ein Vorakt zu turbulenten Ereignissen. „Den Basar sperren“ ist auch eine beliebte Demonstration der Skutariner gegen die Regierung, eine Art Generalstreik, durch welchen man ausdrücken will, dass die Bevölkerung die Situation als nicht genügend sicher erachte, um friedlicher Arbeit nachgehen zu können.

Auch die Neustadt, die Wohnstadt, weist äusserlich wie innerlich alle Eigentümlichkeiten orientalischer Städte auf. Von weitem reizvoll, drinnen voll Enttäuschungen. Eine europäische Strasse, eine Grande rue de Scutari zu sein, erhebt die Hauptstrasse die Prätension. Sie ist die Fortsetzung der vom Basar her kommenden Strasse, führt vom Regierungsplatze, an dem das Gerichtsgebäude, das Provinzialgefängnis und eine weitläufige Kaserne mit den Regierungsbureaux liegen, in 15 Minuten an die Peripherie der Stadt und bildet die Grenzlinie zwischen den mo-

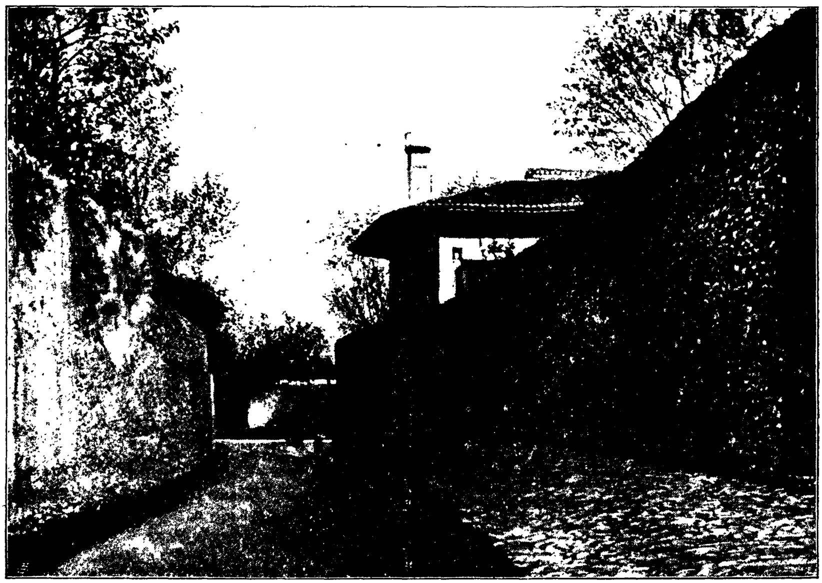
hammedanischen Stadtteilen im Westen und den christlichen im Osten. Sie schliessen nach europäischer Art gebaute einstöckige Häuser, darunter das gemietete Wohnhaus des Gouverneurs, zwei Hotels und einige Kaufläden, aber auch auf dem Dugajt t' rea (türk. Jeni Tscharschi Neumarkt) genannten Teile unappetitliche Fleischerbuden ein. Sie dient als Promenade. Bewohnt wird sie, da sie eine abgeschlossene Häuslichkeit nicht ermöglicht, nur von Fremden, von türkischen Beamten und Offizieren sowie von einigen Europäern. Die Konsulate befinden sich in den von ihr ausgehenden Seitengassen.

Als den Mittelpunkt der Stadt kann man den kleinen Platz Parútza bezeichnen, auf den man von dem oben erwähnten Regierungsplatze auf dem Wege zum Basar gelangt. Hier befindet sich die Hauptmoschee und hier pulsiert echtes orientalisches Leben von Früh bis in die Nacht. In den zahlreichen Kaffeeschenken hocken Offiziere und Soldaten, Regierungsbeamte in nicht allzu korrekter fränkischer Tracht, beturbante Chodscha und mohammedanische Städter in weissen, umfangreichen Fustanellen. In mehreren Garküchen brodeln die verschiedenen Ragoûts der türkischen Speisekarte auf der Kohlenglut und glotzen gebratene Hammelköpfe, eine albanische Delikatesse, die Vorübergehenden an, während sich die Gäste in der zugleich als Speisezimmer dienenden Küche aus verzinnten Kupferschalen gütlich tun. Für gar viele Einheimische besteht aber eine Mahlzeit bloss aus einigen Melonenschnitten und Zigaretten, die nebst Gemüse in kleinen hölzernen Buden auf dem Platze erhältlich sind.

Die Christen weilen hier nicht gerne: der Platz ist eine Domäne des Islams und der Politik. Es wird hier nicht nur Kaffee getrunken, geraucht und gegessen, es wird hier auch im Flüstertone jede Verfügung des kaiserlichen Statthalters kritisiert und gegen sie, wenn es gut dünkt, agitiert. Kleine Verschwörungen werden hier angezettelt, um einen missliebigen Wali durch Beschwerdetelegramme an den Sultan oder durch Demonstrationen und Unruhen zu entfernen.

Die übrige Stadt zeichnet sich durch Ruhe und öde Gleichförmigkeit aus. Die 4—9 Meter breiten Gassen und Strassen, deren Hauptzüge gegen den Basar konvergieren, laufen, da der Skuta-

riner ohne Unterschied des Glaubens sein Haus gegen die Aussenwelt völlig abschliesst, zwischen hohen, aus dem Geröll des Kiri aufgeführten, zumeist unverputzten Mauern, deren Flucht nur durch die grossen, um 1·5 bis 2 *m* vertieften und überdachten Tore unterbrochen wird, deren Flügel schwer und stark beschlagen sind und in deren Nische sich zumeist eine Steinbank für die Wartenden befindet. Die Strassenbahn zerfällt in eine erhöhte, gepflasterte Hälfte, welche als Gangsteig dient, und in einen oft einen halben



Strasse in Skutari.

Meter tiefen Graben, in dem in Ermanglung der Kanalisierung das Regen- und Inundationswasser abfliest und der sonst von den Tragtieren und Karren benützt wird. An Pompeji erinnern die dadurch notwendigen Strassenübergänge. Sie bestehen aus 3 bis 5 in den Boden tief eingerammten Steinblöcken, deren Oberfläche im Niveau des Gangsteiges liegt.

Die Monotonie der Gassen findet ab und zu durch Plätze eine Abwechslung. Eine jede Moschee ist von einem Platze umgeben,

der zugleich als Friedhof dient. Der Skutariner ist jedoch an diese Begräbnisstätten nicht gehalten: man darf die Toten überall mitten in der Stadt auf öffentlichen Plätzen wie auf Privatgrundstücken beerdigen. Es gibt mohammedanische Familien, welche ihre Angehörigen unmittelbar vor den Fenstern ihres Hauses begraben. Die älteren mohammedanischen Nekropolen befinden sich auf dem Hügelzuge südlich der Neustadt und enthalten aus der Zeit, da noch in Skutari Wohlstand herrschte, einige bessere Grabmonumente, kleine viereckige oder polygonale Kioske, aus deren hübsch geschwungenen



Dschamia plumit in Skutari.

Arkaden man reizende Ausblicke auf den See und die Ebene des Drin geniesst. Die Friedhöfe sind nicht eingefriedet; die Gräber verfallen ungepflegt, Tiere und Menschen schreiten über sie hinweg.

Bei der Frömmigkeit und dem Fanatismus der Skutariner nimmt es wunder, dass die Stadt nur eine einzige bemerkenswerte Moschee besitzt. Diese liegt in der Altstadt im Viertel Tabaki und ist eine sehr verkleinerte Nachahmung der Sultans-Moscheen in Konstantinopel. Da ihre Kuppeln mit Blei gedeckt sind, heisst sie Dscihamía plúmit oder türkisch Kurschum Dschamissi. Sie ist

eine Stiftung der Familie Buschati und befindet sich, wiewohl sie nicht viel über 100 Jahre alt ist, in einem so desolaten Zustande, dass sie nicht mehr benützt werden kann. Auf ihrem Friedhofe interessieren einige halb im Sande vergrabene Grabsäulen durch ihre grossen, aus Stein modellierten Turbane von jetzt nur sehr selten bemerkbarer Form. Es sind wohl Familienangehörige und Zeitgenossen der Stifter, denen die Ehre dieser Begräbnisstätte zuteil wurde.

Die übrigen 25 Moscheen der Stadt sind schmucklose steinerne Bauten, die wie Speicher aussehen und sich mit einem einzigen mässig hohen Minarett begnügen. Sie heissen entweder nach der Familie, die sie erbaut hat, oder dem Stadtviertel oder der Strasse, in der sie stehen. So sind nach ihren Stiftern benannt Madschár, Karahássaj, Koplíkaj, Bégos und Wíscho Bey, die letztgenannte nach Dérwisch Bey Buscháti.

An sonstigen sakralen Bauten besitzt das islamitische Skutari noch 8 Türbe, Mausoleen, von Ortsheiligen, von denen wir bereits zwei o. S. 24 und 28 erwähnt haben. An die Gitter dieser Grabstätten pflegen die Mohammedaner, wenn ein Familienglied krank ist, kleine Fetzen seiner Kleidung zu binden, damit der Heilige sich des Leidenden annehme. So sind die Fenstergitter des Türbe Kassim Ali Sultan (o. S. 24) mit solchen Stoffteilchen ganz bedeckt. Unter den Heiligen befinden sich wohl auch einige Angehörige der Bektaschi, einer Sekte,[1]) die früher auch in Skutari vertreten war, die aber Mustafa Pascha Buschati zu Beginn des 19. Jahrhunderts vertrieb, weil er den Verdacht hegte, dass sie gegen ihn für seinen Widersacher Ali Pascha von Janina tätig sei. Gegenwärtig befindet sich überhaupt kein Derwischkloster in Skutari. Ihre einstige Existenz erweist aber auch der Name Teke (Kloster) des Viehmarktes im Basar, an dem auch ein Türbe des Konjali Scheich Mehmed Efendi liegt, der wohl den Mewlewi-Derwischen angehört hat, deren Heimat Konia ist.

In die Anlage und Architektur der Privathäuser kann man von der Strasse aus keinen Einblick bekommen, da insbesondere die Häuser der vornehmeren Klasse von der Strasse abgerückt,

[1]) Vgl. u. bei Kroja.

frei in einem hoch ummauerten Hofe oder Garten stehen, der sich trotz geringer Pflege durch eine ausserordentliche Üppigkeit der mediterranen Flora auszeichnet. Man findet hier sehr schöne alte Weinstöcke, riesige Feigenbäume, Pfirsiche, Oleanderbäume bis 8 *m* Höhe, Granatäpfel, Zypressen, Lorbeer, Agaven und eine prachtvolle Art blauer und roter Glyzinien. Das Skutariner Haus weist einen feststehenden Typus auf: es bildet ein zweigeschossiges Rechteck aus Stein mit recht flachem Ziegeldache, das die eine Schmalseite dem Eingange zukehrt. Der Unterstock wird nicht bewohnt, sondern dient als Stall, Speicher und Keller. Die Mitte des Oberstockes nimmt auf der Vorderseite eine nichtvorspringende, ziemlich tief ins Innere reichende, deckenlose Holzloggia zwischen je einem Eckzimmer ein, zu der eine (oft doppelte) steinerne Freitreppe emporführt. Die übrigen Stuben sowie die Küche liegen hinter dieser Veranda. Sehr mannigfaltig und originell sind die Schornsteine gestaltet. Bald rund, bald mehreckig, mit Mützchen oder Kuppeln versehen, hier Minaretten, dort Pagoden gleichend, oft mit dem Halbmond oder dem Kreuze geschmückt, bilden sie einen abwechslungsreichen Schmuck der Häuser.

Den Hausbau besorgen wie in einem grossen Teile der Balkanhalbinsel so auch in Albanien Baumeister und Arbeiter aus der Landschaft Dibra am Schwarzen Drin, wo in bestimmten Dörfern seit Menschengedenken alle Männer Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute oder Tischler sind. Bei einem Baue ziehen sie von Ortseingesessenen nur die Zigeuner heran, die in Albanien ausschliesslich Schmiede sind und nebst anderem auch ganz kunstvolle Gitter herstellen. Die Baumeister, türkisch Usta, sind natürlich Empiriker und bauen noch nach demselben Plane wie zu Skanderbegs Zeiten; intelligentere vermögen sich aber auch in europäischen Zeichnungen auszukennen und nach ihnen zu arbeiten.

In der „guten, alten Zeit, n' wakt wesirit“ wurden die Häuser der Wohlhabenden innen hübsch und wohnlich ausgestattet. In den Räumen, in welchen der Hausherr Gäste empfieng, wurden an den Wänden geschmackvoll geschnitzte Holzverkleidungen oder Schränke angebracht und die Decken waren zumeist in Nussholz ausgeführt und wiesen gefällige geschnitzte Blumen- und Blätter- oder Linienornamente auf. Jetzt ist dieses Kunsthandwerk erloschen.

Ein anderer Dekorationsgegenstand war ausser kleinen buntfarbigen Fensterchen über den Zimmerfenstern der grosse offene Kamin, der leider nur aus Gips ausgeführt wurde, so dass sich von ihm nicht viele Beispiele erhalten haben.[1]) Sie bilden über einer niedrigen viereckigen Feuerstelle eine Säule von nahezu einem Meter Durchmesser, reichen bis zur Decke — manchmal setzen sie sich noch auf ihr fort — und sind mit einer sehr kunstsinnig zusammengestellten Folge von Ornamenten verziert.

Skutari zählt schätzungsweise 35.000 Einwohner; davon sind etwa 22.000 Mohammedaner und 13.000 Christen (12.000 Katholiken und 1000 Orthodoxe), wozu noch eine Anzahl Zigeuner kommt die in Nr Madschüb, einer Gruppe kleiner, dichtgedrängter Hütten an dem der Stadt zugewandten Ende des Basars, sowie auf dem rechten Bojanaufer gegenüber dem Basar nächst der Brücke auf einem felsigen Hügel wohnen.[2])

Die Stadt wird gemäss dem über die Organisation der Stadtgemeinden des türkischen Reiches i. J. 1877 erlassenen Gesetze von einem ernannten Bürgermeister, dem Beledije Reïssi, verwaltet, dem ein gewählter Gemeinderat, Beledije Medschlissi, zur Seite steht, in dem alle drei Konfessionen vertreten sind. Die Stadt zerfällt ohne den Basar in 12 Bezirke, Mahalla, 9 mohammedanische und 3 katholische, die gegenwärtig nur eine administrative Bedeutung haben und von denen jeder von zwei Vorständen, Muchtaren und dem Priester, Imam, der Hauptmoschee des Viertels geleitet wird. Früher diente diese Einteilung der kriegerischen Organisation der Stadtbevölkerung; jede Mahalla hatte einen Bajraktar, der die Fahne des Aufgebotes trug.

Die orthodoxen Christen haben, da sie nicht zur ursprünglichen Stadtbevölkerung gehören, sondern erst in neuerer Zeit zugewandert sind und ihre Zahl gering ist, kein eigenes Viertel. Sie wohnen zumeist in einigen Gassen an der Grenze zwischen den katholischen und mohammedanischen Bezirken. Der Nationalität nach zerfallen sie in Serben und Mazedorumänen, welche letztere aus Elbasan,

---

[1]) Eins bei Degrand, Souvenirs de la Haute-Albanie 25.

[2]) Bemerkenswert ist, dass sich Juden in Skutari nie niedergelassen haben. Die über die ganze Balkanhalbinsel verbreiteten Spaniolen haben Nordalbanien stets gemieden.

Tirana und Durazzo eingewandert sind. Ein Teil derselben hat noch seine Sprache bewahrt, während sonst das Albanische stark eingedrungen ist.

Die Scheidung zwischen den mohammedanischen Vierteln und der Christenstadt ist in Skutari besonders scharf. Diese, Mahåll Káurwet das Viertel der Ungläubigen geheissen, nahm früher fast die Stellung eines Gettos ein. Wenn nun auch die Demütigungen und Erniedrigungen an Schärfe verloren haben, so kommt doch noch oft genug die Superiorität des herrschenden Glaubens namentlich durch die Jeunesse dorée zum Ausdruck. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, als die Stadt nur die unmittelbar um die Zitadelle liegenden Viertel umfasste, wohnten die Katholiken gesondert nördlich der Zitadelle östlich vom Basar in dem Viertel Tophane bei der gegenwärtigen Hadschi Bajram-Moschee. Bei der Stadterweiterung sind sie von hier an die östliche Peripherie der neuen Stadt verdrängt worden. Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts durfte sich kein katholischer Geistlicher im Priesterkleide öffentlich zeigen. Die Priester trugen die Tracht der katholischen Kaufleute und waren genötigt, zu ihrer Sicherheit zwei Pistolen in einem ledernen Waffengurte stets bei sich zu haben. Bis zu dieser Zeit besass Skutari keine katholische Kirche, sondern nur die Kapelle der hl. Maria Magdalena ausserhalb der Stadt auf dem jenseitigen Ufer der Bojana. Hierher, zu dem jetzt noch bestehenden Kirchlein, auf eine Höhe gegenüber dem Basar in der Nachbarschaft des Zigeunerviertels mussten auch die Toten geschafft werden. Hier ruhen auch einige Bischöfe und der erste österreichische Konsul von Skutari, Johann Vinzenz Ballerin (gest. 1836). Dem Bischof von Skutari war es bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts verwehrt, in der Stadt zu wohnen; er musste seinen Aufenthalt in dem etwa zwei Stunden südöstlich gelegenen katholischen Dorfe Jubáni nehmen. Nach der i. J. 1878 erfolgten Abtretung Antivaris, des bisherigen Erzbistums von Nordalbanien, an Montenegro wurde Skutari zur Erzdiözese und zur kirchlichen Metropole dieses Landesteiles erhoben.

Gegenwärtig verfügen die Katholiken in der Stadt über eine stattliche Kathedrale, eine dreischiffige Basilika mit angebautem Glockenturme, deren Bau 1856 begann und die, infolge ihrer grossen

Dimensionen baufällig geworden, 1898 durch Baurat K. Pařik aus Sarajevo restauriert wurde. Sie liegt auf einem grossen ummauerten Platze, an dem sich auch die Residenz des Erzbischofs befindet und auf dem an Feiertagen bis 15.000 Personen zusammenkommen. Ferner bestehen in Skutari ein Kollegium der venezianischen Provinz der Gesellschaft Jesu mit einem Priesterseminar, einer Bürgerschule und wissenschaftlichen Sammlungen, ein Franziskanerkloster mit einer Knabenvolksschule, eine Niederlassung der Schwestern vom dritten Orden des hl. Franziskus mit einer Mädchenvolksschule, ein Kindergarten für Knaben und Mädchen, der von Schwestern des Servitenordens unterhalten wird, und ein kleines Spital mit etwa 40 Betten, das Barmherzige Schwestern des hl. Vinzenz de Paula der Agramer Provinz besorgen.[1])

Die Orthodoxen haben zwei Kirchen, St. Nikolaus ausserhalb der Stadt rechts vom Austritte der Bojana aus dem See, wo sich bis vor 4 Jahren auch der einzige Friedhof dieser Konfession befand, und die zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erbaute kleine St. Alexander Newski-Kirche in der Stadt.

Katholiken wie Orthodoxe bilden konfessionelle Gemeinden, in deren Verwaltung sich die Regierung nie eingemengt hat.

Scharfe und streng beobachtete Standesunterschiede zwischen den als Patrizier anerkannten Familien und dem übrigen Volke sind auch Skutari eigen. Die höhere soziale Stellung kommt aber bei den Katholiken in keinem Prädikate zum Ausdruck. Die Adelsbezeichnung Bey (albanisch Beg) findet sich ausschliesslich bei den Mohammedanern, wo sie nicht selten ohne Berechtigung usurpiert wird. Es nehmen sie auch solche Personen an, bei denen lediglich die Mutter einer Bey-Familie entstammt. Im Gegensatze zu anderen Städten und Landschaften Albaniens, die wie Europa einen Hochadel, mächtige, reiche Feudalherren, die ihre Abstammung auf edle Familien der vortürkischen Zeit oder auf militärische Lehensmänner in der ersten türkischen Zeit zurückführen, und einen oft verarmten kleinen Landadel besitzen, gibt es in Skutari keine alten Adelsgeschlechter. Die heutigen Skutariner haben, schon nach ihren Familiennamen zu urteilen, überwiegend bäuerliche Vorfahren;

---

[1]) Vgl. auch L. Freiherr von Chlumecký, Österreich-Ungarn und Italien 164 ff.

beinahe alle Mohammedaner und Katholiken heissen nach Gebirgsstämmen oder nach Dörfern in der Ebene, von denen sie in die Stadt gezogen sind. Die Bevölkerung der Stadt muss sich seit der türkischen Invasion sehr erneuert haben. So sind die Buschati, die noch jetzt in einer Nebenlinie die vornehmste Familie sind, wie o. S. 25 erwähnt wurde, aus dem Dorfe Bušat eingewandert, wohin sie wiederum aus dem katholischen Gebirgsdorfe Gojáni in der Mirdita herabgestiegen und wo sie nach dem Glaubenswechsel zu Bey Buschati geworden waren. Es wurde auch bereits angeführt, dass diese Familie die in der Stadt bereits vorhandenen Geschlechter, deren Nebenbuhlerschaft sie fürchtete, ausrottete. Daneben scheinen aber auch Angehörige angesehener serbischer Familien aus dem heutigen Montenegro durch Ehrgeiz und die Hoffnung auf materielle Vorteile nach Skutari gelockt worden zu sein und hier den mohammedanischen Glauben angenommen zu haben, da einzelne Skutariner Familien wie die Derwíschaj ihre Abstammung von denselben Ahnherrn ableiten wie die führenden Familien montenegrinischer Stämme (Pleme).

Während nun Skutari immer mehr verarmt und hier ein altes Familienerbstück nach dem anderen veräussert wird, steigt zusehends der Wohlstand einer Landschaft unmittelbar bei der Stadt, die wir ebenso wie die angrenzende Ebene Anamálit noch besuchen wollen, bevor wir uns südwärts wenden. Es ist dies die Krája (slawisch Krájina) auf dem terrassierten Seeabfall des Südostausläufers des Küstengebirges, der in der Pyramide des Taraboš an der Bojana endet. Im Berliner Vertrage wurde sie zwischen der Türkei und Montenegro geteilt. Ihre Terrassen sind steinig und ihre Höhen kahl; sie prosperiert aber auf dem türkischen Anteile, wohin auch die montenegrinisch gewordenen Dörfer viele Emigranten abgegeben haben, durch reichen Verdienst in der Fremde, zumal in Konstantinopel, wo ihre Angehörigen als Gärtner, aber auch im Hofdienst sehr bekannt sind. Den letzteren Erwerbszweig verdanken sie Kránjali Táhir Pascha aus dem Dorfe Dragović in der montenegrinischen Krajina, der sich vom Taglöhner zum Divisionsgeneral (Ferik) und Kommandanten der Tüfenkdschi, der Schlossgardekompagnie, emporgeschwungen hat und der seine Landsleute überall förderte. Gegenwärtig befinden sich etwa 60

Kránjali, die als arme Bauern die Heimat verlassen hatten, in wohlbezahlten und einflussreichen Stellungen im kaiserlichen Palais. So ist Kütschük Tahir Bey aus dem Dorfe Kštenja Oberst und Kommandeur der Chademe, der Palastgendarmen, Chalil Bey Skeja aus Zogaj[1]) bei derselben Truppe Oberst und Osman Pascha aus Dódaj Brigadegeneral und Kommandant des albanischen Zuaven-Bataillons. Sie alle nehmen sich wieder anderer Konnationalen an.

Aus der Krajina und zwar aus den Dörfern Brísku und Šestani im montenegrinischen Anteile stammen auch die Albanen, welche der venezianische Statthalter von Dalmatien Nicolò Erizzo im Jahre 1726 in Borgo Erizzo bei Zara angesiedelt hat. Diese sind Katholiken, sonst ist die Bevölkerung der Landschaft zum grösseren Teile mohammedanisch. Den Niedergang des Christentums bezeugen auch hier Kirchenruinen, eine in den Dorfe Ostroš[2]) hoch über dem Skutari-See und eine zweite knapp am Gestade nächst der Ortschaft Skjä. Beide bieten nichts von Interresse.[3])

In die Zeit, da diese Gotteshäuser entstanden, versetzt uns ein Besuch der Ruinenstätte bei dem Dorf Šas. Diese liegt am Südwestrande der fruchtbaren, von mehreren Wasserläufen zur Bojana hin durchschnittenen, dichtbesiedelten Ebene Anamálit, die durch den Höhenzug der Kraja vom See geschieden wird. Doch bevor wir die mittelalterlichen Reste erreichen, passieren wir bei Ridjigač und Katrkol[4]) an dem Wege, der von Skutari durch die Ebene nach Antivari führt, die jüngste historische Stätte der Landschaft. Hier fand i. J. 1878 der letzte Kampf zwischen den Türken und Montenegrinern statt. Die letzteren rückten nach der Einnahme von Antivari gegen Skutari vor; da warfen sich ihnen, um ihnen den Eintritt in die Ebene zu verwehren, die kaiserlichen Truppen, hauptsächlich Milizen aus Skutari und dessen Umgebung, stürmisch entgegen und trieben sie zurück. Trotz diesem Erfolge wurde der Befehl zum Rückzuge erteilt. Die erbitterten

---

[1]) Dragovítsch, Kschténja, Sógaj.

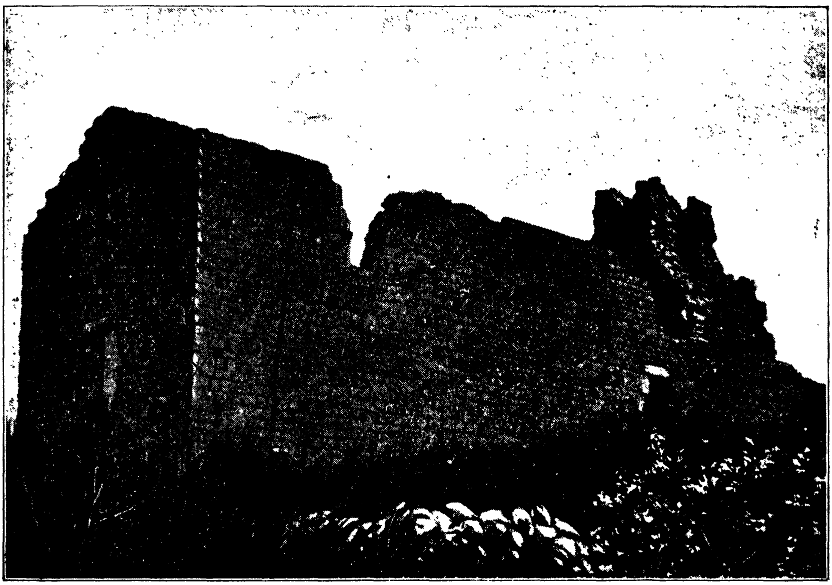
[2]) Schestáni, Óstrosch.

[3]) Vgl. Wissenschaftliche Mitteilungen VIII 137 ff. und Glasnik 1900 S. 517 f.

[4]) Schass, Ridjigátsch, Katrkól.

Albanen glaubten sich verraten und verdächtigten den Kommandanten der Irregulären, Hodo Bey aus Skutari, eines honorierten Einverständnisses mit Montenegro. Die Montenegriner gelangten dann bis an die Bojana; zu einer Aktion gegen Skutari kam es aber nicht, da der Waffenstillstand abgeschlossen wurde.

Die Ruinen von Šas, vom Volke „Kischat Kirchen" genannt, liegen auf dem kahlen felsigen Hügelzuge, der Anamalit von dem kleinen Becken des der Bojana tributären Sees Ličeni



Kirchenrest in der Ruinenstadt bei Šas.

Šasit im Südwesten scheidet, oberhalb des kleinen mohammedanischen Dorfes Šas, das im letzten Kriege von den Montenegrinern niedergebrannt wurde. Von unten gesehen, präsentieren sie sich recht wirkungsvoll. Man sieht auf einer Terrasse des Hügelhanges eine Gruppe von Gebäuderesten, von denen einer höher aufragt, und darüber die Konturen einer befestigten kleinen Stadt. Beim Näherkommen wird man aber stark enttäuscht: die Mauertrümmer sind doch zu schlecht erhalten und gehen in den anste-

henden Fels zu monochrom und unscharf über, als dass man einen klareren Einblick in die Stadtanlage gewinnen könnte.

Die Umfassungsmauer der Stadt, welche in der Richtung des Rückens ein schmales, langes Rechteck gebildet zu haben scheint und beide Hangseiten einnahm, ist nur stellenweise höher, an der Nordostecke bis zur doppelten Manneshöhe erhalten. Man erkennt in ihr noch zwei Tore, eines, das höchstens die Grösse eines Haustores hatte, über Šas, durch das wir eintreten, und ein zweites



Kirchenrest bei der Ruinenstadt nächst Šas.

auf dem steilen Seehange. Am markantesten ist im Stadtinneren die Ruine einer Kirche, welche in der Nähe des erstgenannten Tores in einer Einsattlung des Rückens liegt. Sie bildet ein langes Rechteck mit einer Apsis, über der sich hier ganz singulär der Turm erhob. Das Innere ist mit Schutt und Gestrüpp erfüllt, doch erkennt man, dass es in zwei Räume, Narthex und Schiff, geteilt war.

Von der Höhe bei der Kirche erfreut ein überraschend schöner Blick auf den grünen, mit grossen blauen Flecken besetzten Spiegel des Sees von Šas, den im Süden der lange, bis zum Fusse waldbedeckte Hügelzug Mali Brinjs, im Wasser sich spiegelnd, freundlich einhegt. Dieser diente früher den Hochländern des Stammes Škreli, im Norden von Skutari,[1]) als Winterweide; jetzt gehört er zu Montenegro. Das Westende des Sees geht in eine kleine sumpfige, sehr ungesunde Ebene über, an deren Rande das Dorf Bríja oder Brínje liegt.

In der Ruinengruppe auf der Terrasse oberhalb Šas, also fuori le mura lassen sich drei Kirchen unterscheiden. Eine von ihnen ist bis auf eine eingestürzte Langseite noch recht gut erhalten. Von rechteckigem Grundrisse hat sie eine rechteckige, mit einer Halbkugel überwölbte Apsis, deren Hinterwand durch ein hohes, schmales Fenster durchbrochen ist und mit Fresken geschmückt war. In der Vorderseite der Kirche sind die Tür mit einem halbkreisförmigen Tympanon und über ihr ein hohes gotisierendes Fenster erhalten. Links von der ersteren sind drei kleine schwer lesbare Grabinschriften eingemauert, von denen eine aus dem Jahre 1262 stammt und einen Bischof namens Markus nennt.[2])

Die Stadt war im Mittelalter unter dem Namen Suacia, Soacia, slawisch Swatsch, der als Šas dem benachbarten Dorfe verblieben ist, wohlbekannt. Sie war der Sitz eines katholischen Bischofs[3]), prägte eigene Kupfermünzen[4]) und noch in Jahre 1332 werden ihre Bewohner ebenso wie die von Antivari, Dulcigno, Skutari und Drivasto (jetzt Drišti am Kiri, nordöstlich von Skutari) Lateiner genannt,[5]) wie sich denn das romanische Element in der topographischen Nomenklatur Oberalbaniens bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Noch 1413 war die Stadt, allerdings bereits verfallen, bewohnt.[6])

---

[1]) Vgl. über ihn K. Steinmetz, Ein Vorstoss in die Nordalbanischen Alpen 3f.

[2]) Vgl. meine Ausführungen Wissenschaftliche Mitteilungen VII 235 ff und Glasnik 1902 552 ff.

[3]) Farlati-Coleti, Illyricum sacrum VII 291 ff.

[4]) Ippen, Wiener Numismatische Zeitschrift 1900 197 ff.

[5]) Jireček, Die Handelsstrassen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters 15. 65.

[6]) Derselbe, Die Romanen in den Städten Dalmatiens während des Mittelalters I 58 f.

III. Durch die Zadrima nach Alessio.

Der Seehafen von Skutari ist S. Giovanni di Medua oder, wie er im Lande genannt wird, Šin Gjin,[1]) ein armseliger Weiler an einer Einbuchtung des Drin-Golfes am Fusse des öden Mali Rencit, dessen St. Johanneskirche noch in Ruinen vorhanden ist. Hier gehen, wegen des seichten Wassers allerdings weit vom Ufer, die Lloydschiffe vor Anker. Trotz dieser Bedeutung verbindet ihn aber, von der kurzen teils versumpften, teils versandeten Strecke Šin Gjin—Alessio abgesehen, keine Strasse mit Skutari. Seit 35 Jahren werden über die Verbindung Projekte gemacht. Jetzt hört man auch von einer Eisenbahn, die in hochfliegendem Plane von der Rhede durch das Tal des Drin und über Djakova bis nach Negotin an der Donau bei Vidin führen soll. Einstweilen muss sich der Reisende zu einem achtstündigen Ritte bequemen, um von Skutari nach Šin Gjin zu gelangen. Nur in der trockensten Jahreszeit wagt ein Wagen von Skutari die Fahrt, wobei er nicht selten den Pfad verlässt und über die Felder holpert.

Der Weg bleibt stets auf dem rechten Ufer des Drin und führt durch ein weite Niederung, die ein strotzendes Fruchtland von mehr als lokaler Bedeutung sein könnte, jetzt aber nur im April und Mai in frischem Blätter- und Blütenschmucke, sowie im September und Oktober freundlich anmutet, wenn die ersten Regen

[1]) Schin Dschin.

die durch die Sommerhitze verbrannten Wiesen und Weiden neu begrünen. Einen grossen Teil des Jahres ist die Ebene durch die Überschwemmungen des Drin und seiner Zuflüsse und durch Moräste unwegsam, die auch dann zurückbleiben, wenn der Wasserstand der Flüsse gesunken ist. Dadurch und durch die bereits früh eintretende Hitze leiden in hohem Masse auch die sanitären Verhältnisse. Insbesondere in den Sommermonaten ist hier das Reisen nicht ratsam: untertags lastet eine bleierne Hitze auf den leblosen Fluren und in den Abend- und Nachtstunden drohen Mücken und Malaria. Grosse Strecken liegen brach oder sind mit undurchdringlichen Dickichten bedeckt. Angebaut wird nur wenig und dies mit geringem Ertrage.[1]) Die Besiedlung ist spärlich und die Bewohner leiden an Malaria. Im Winter steigt die Bewohnerzahl, indem die felsige, mit dornigem Gebüsch und Steineichen bestockte Hügelkette des Mali Rencit von Bauern der Gebirgsstämme Klment (Klementi), Škreli, Reči und Rioli als Winterweide aufgesucht wird. Auf diese Weidenutzung erheben auch die Mirditen Anspruch mit der Begründung, dass sie ihrer erst vor etwa 100 Jahren durch die Wesiere Buschati verlustig gegangen seien. Dies hat häufige Kämpfe zwischen den rechtenden Parteien zur Folge.

Die wirtschaftlich desolatesten Teile der Ebene sind die Mündungsregion des Drin und der lange Streifen zwischen dem Mali Rencit und dem im Osten parallel streichenden Hügelzuge. Der Streifen wird von dem grossen Sumpfe Knéta Baldréns eingenommen, der im Nordwesten von der Bojana und im Südosten vom Drin gespeist wird. Das weit ins Meer vorgeschobene Delta des Drin ist ein Wirrsal von Wasser, Land und Sümpfen, von Nehrungen, Haffen und stagnierenden Flussbetten, das durch Baumgruppen und hohes, dichtes Buschwerk landschaftlich verschönt wird und vielartigem Wassergeflügel, darunter wilden Schwänen, eine selten gestörte Heimstätte gewährt.[2])

Als der fruchtbarste Teil der Ebene und des ganzen Wilajets überhaupt gilt die Zadrima, das Gebiet zwischen dem linken

[1]) Vgl. auch K. Hassert, Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien 1898 353.

[2]) Früher kamen hier auch wilde Fasanen vor. Vgl. Lord Lilford, Ibis 1860 237.

Ufer des Drin und den Bergen der Mirdita. Den slawischen Namen, der „hinter dem Drin oder Drim" bedeutet, hat es aus der Zeit bewahrt, da Skutari unter serbischer Herrschaft stand, wie denn auch von diesem Orte aus Dulcigno mit seinem Bezirke Zabojana benannt wurde.[1]) Und auch sonst finden sich als Zeugen ethnischer Verschiebungen in der topischen Namengebung des ebenen Nordalbaniens wie auch selbst Mittelalbaniens[2]) zahlreiche slawische Bezeichnungen, die zum guten Teil auf frühe Zeiten zurückgehen werden. Man beachte beispielsweise im Norden von Skutari die Dorfnamen Dobrač, Golem, Dragoč, Koplik, Jubica, Kamnica, Gradišćije, Zagora, Gradec und im Süden Brdica, Kozmač, Roboštje, Mrkinje (bei Kalmeti) usw.

Die Zadrima hat früher trotz der überaus primitiven Feldbestellung ganz bedeutende Mengen von Mais, Weizen und Gerste produziert. Jetzt ist auch sie der im ganzen Lande herrschenden Verarmung verfallen. Als Hauptgründe derselben können die Verwüstungen des Gjadri, der aus der Mirdita durch die Zadrima links dem Drin zugeht, und die steten Heimsuchungen aus der Mirdita angesehen werden. In der armen Gebirgslandschaft gibt es Familien, welche die Plünderung der Ebene gewerbsmässig betreiben. Ihre Angehörigen, selbst halbwüchsige Jungen, schwärmen in der Nacht insbesondere auf Vieh- und Pferderaub aus, liefern den ihr Hab und Gut verteidigenden Bauern zumeist siegreiche Scharmützel und finden auf ihren Höhen für sich und die Beute völlige Sicherheit und Straflosigkeit, da sich weder die Beraubten noch die Hüter des Gesetzes hinauf trauen.[3]) Gegen entsprechendes Lösegeld vermag man wieder zu seinem Eingentum zu gelangen. Von solchen Schlägen können sich aber die ohnehin nicht wohlhabenden Wirtschaften nur schwer erholen.

Die Erinnerung an eine bessere Vergangenheit bewahren auch in dieser Ebene fast ausschliesslich nur Kirchen. Die schönste befindet sich in dem zum Strassenübergange prädestinierten Orte Vau Dejns dort, wo der Drin aus seiner bisherigen nur schwer

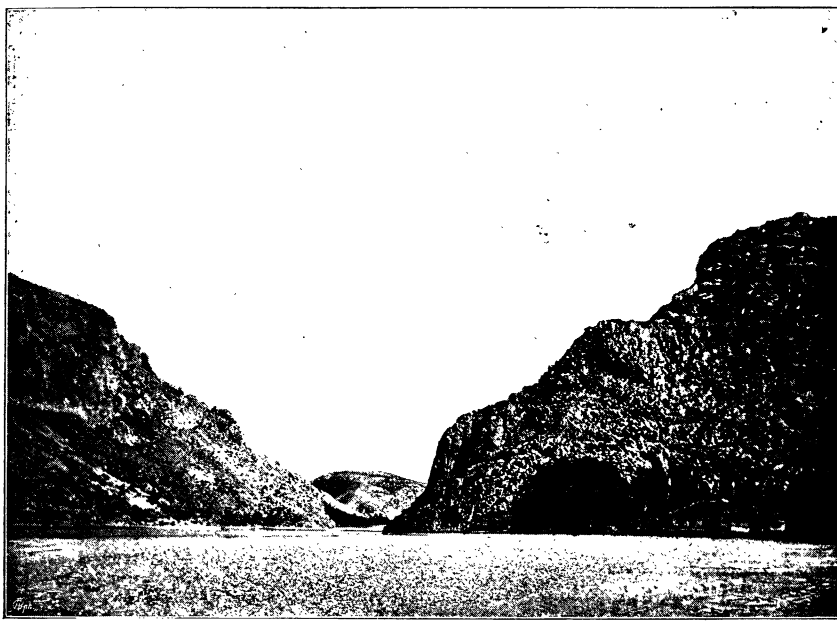
---

[1]) Sadríma, Sabojána.

[2]) Vgl. Patsch, Das Sandschak Berat in Albanien Sp. 25.

[3]) Vgl. auch Steinmetz, Eine Reise durch die Hochländergaue Oberalbaniens 41.

zu kreuzenden Felsenenge in die Ebene hinaustritt und bevor er sich in die Drinasa und den alten Drinlauf gabelt. Auch jetzt besteht hier eine stark frequentierte Fähre im Zuge der wohl schon im Altertum benützten Handelsroute Skutari—Prizren und zur Verbindung des Mirditenlandes mit der Wilajetshauptstadt. Der Ort liegt am linken Ufer unter einem steilen Felshügel, der die Ruinen einer Zitadelle sowie eine Kirche trägt und Kódra Š'



Das Felsentor des Drin bei Vau Dejns.

Márkut (St. Markushügel) heisst, und wird aus einigen Einkehrhäusern, Läden und einem Militärposten gebildet. Etwa 400 Schritte vom Ufer steht die oben erwähnte Kirche, die jetzt als Pfarrkirche des Nachbardorfes Lači[1]) dient. Sie ist ein kleiner, recht gefälliger Bau mit einer leicht vortretenden bogenförmigen Apsis, die durch den in unverständiger Weise ausgeführten neuen Altar zum Teil

[1]) Látschi.

vermauert wurde. Das Innere ist tonnenförmig überwölbt und zerfällt durch einen Rundbogen, der auf zwei aus der Mitte der Langseiten vorspringenden Pfeilern ruht, in zwei Teile. Es war samt der Apsis ganz bemalt und zwar, wie die aufeinander folgenden Schichten dartun, in zwei Perioden; doch sind von den Malereien infolge der argen Verwahrlosung nur einige Heiligenfiguren und Beischriftenreste erhalten.[1]) Aussen gliedern die Langseiten zwei auf



Kirche in Vau Dejns.

Pilastern ruhende Spitzbogen und ein unter dem Dache laufender Bogenfries.

Die Kirche stammt etwa aus dem 13. Jahrhunderte, also aus einer Periode, da dem Orte eine noch grössere Bedeutung als heute zukam. In der Burg von Danj[2]) residierten in milder Winterzeit serbische Könige und die Balšići hatten hier nebst einer Fähre eine Zollstätte, die noch in der venezianischen Zeit Skutaris bestand.[3])

[1]) Vgl. Ippen, Wissenschaftliche Mitteilungen VII 241 f.
[2]) Italienisch Dagno. Daher der jetzige Name »Furt von Dejna.«
[3]) Jireček, Die Handelsstrassen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters 66.

Drei alte, etwa um 1300 erbaute Kirchen liegen auch flussabwärts unmittelbar am Drin und zwar zwei am rechten Ufer in den Dörfern Kakarići[1]) und Baldréni und eine am linken westlich vom Dorfe Bliništi[2]). Diese, dem hl. Stephan geweiht, ist ein kleiner schmuckloser Bau mit runder Apsis und einem Glockentürmchen auf dem Vordergiebel in einem Haine alter Zürgelbäume und dürfte bald ganz zur Ruine werden, da ihr seit Jahren das Dach fehlt.

Neueren Ursprungs sind die Kirchen in den beiden Bischofsitzen, welche die Zadrima aufweist. Der Bischof von Sappa wohnt in dem Pfarrdorfe Nenšati[3]). Die Ruinen der Stadt, deren Namen er überkommen hat, waren noch im 17. Jahrhundert „alla costa del monte detto S. Angelo"[4]) zu sehen, womit offenbar der langgestreckte Bergrücken über Nenšati gemeint ist, auf dem sich die Überreste einer Kirche des Erzengels Michael, des Patrons der Diözese, befinden. Nur drei Stunden von Nenšati residiert bei dem Dorfe Kalméti in einem gut bewässerten und mit reichem Baumwuchs geschmückten Tale, das sich von der Maja Vels[5]) gegen die Ebene öffnet, der Bischof von Leš (Alessio), dessen Vorgänger nach der türkischen Invasion die alte Bischofstadt[6]) hatten verlassen müssen und bei den dem katholischen Glauben treu gebliebenen Gebirgsbauern in Velja Zuflucht fanden, wo sie bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts verblieben. Erst als die Zeiten milder wurden, stiegen sie von den unwirtlichen Höhen nach Kalmeti herab.

Die historisch bedeutsamste Stätte in diesem Abschnitte der Nordalbanischen Ebene ist Leš, wie es die Einheimischen nennen, das Alessio der Karten. Die Präponderanz dankt es seiner Lage,

---

1) Kakarítschi. In dem venezianischen Kataster von Skutari aus dem Jahre 1416 als San Nicolo de Chacharichi ouero Blinisti erwähnt. Vgl. Jireček, Das christliche Element in der topographischen Nomenklatur der Balkanländer 20.

2) Blinischti.

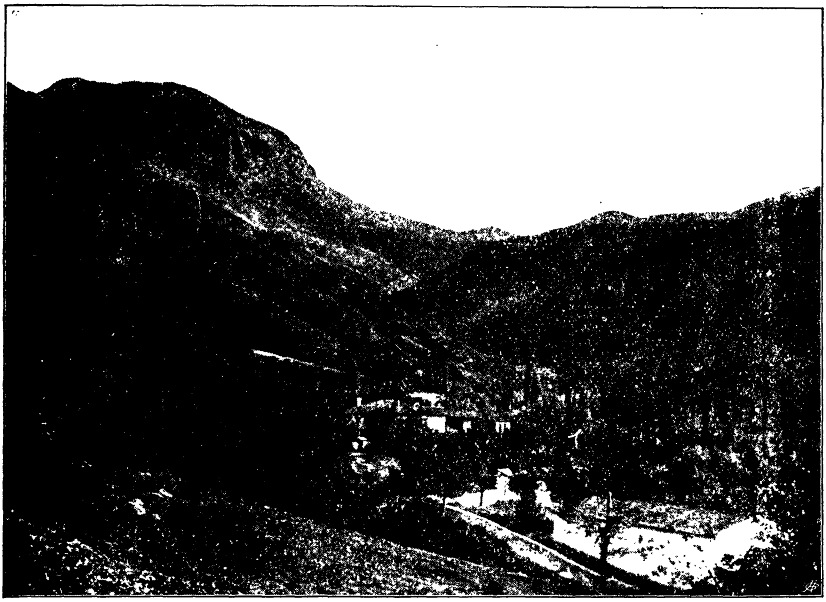
3) Nenschäti.

4) A. Theiner, Vetera monumenta Slavorum meridionalium historiam illustrantia II 219; Farlati-Coleti, Illyricum sacrum VII 271 ff; A. Hoffer, Zeitschrift für katholische Theologie 1895 S.360 und 1896 S. 164; Hahn, Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar 328.

5) Mája Wels.

6) Hierokles 656, 5 Farlati-Coleti a. a. O. 384 ff.

die der Skutaris gleicht, insoferne aber militärisch noch wirksamer ist, als hier das Hinterland fester versperrt wird. Auch bei Leš treten beiderseits Höhenzüge bis an die Rinne eines Flusses, des Drin, heran, der hier seine in der Ebene zerteilten Wasser zu stattlichem Laufe sammeln muss. Von Nordwesten her endet hier der Hügelzug Mali Rencit mit der Höhe Domleš und ihr gegenüber streicht am linken Ufer ein Rücken aus, der im Gegensatze zu der Kiripforte in der Hügelreihe von Skutari im

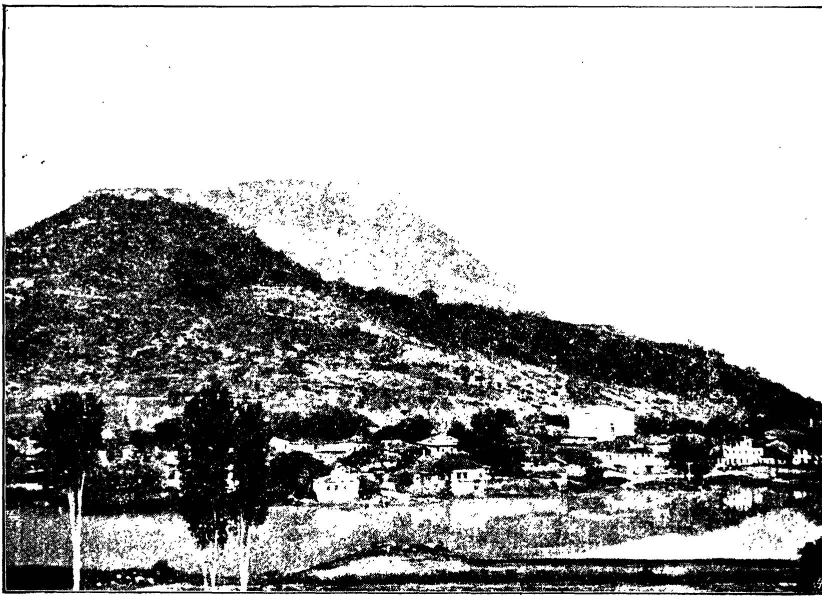


Kalmeti.

Osten durch den ihn überhöhenden Mali Šelbuemit[1]) mit den Randhöhen verbunden ist. Wie Skutari ist auch Leš ein Flusshafen. Der Drin wurde schon im Altertume befahren, doch beruht die Nachricht Strabos VII 316, dass man auf ihm „ostwärts bis Dardanien" kommen könne, auf Unkenntnis der Stromverhältnisse: Hahn vermochte i. J. 1863 auf einer leichten Fischerbarke des Skutari-Sees von kaum einem Fuss Tauchung infolge der Strom-

[1]) Dómlesch, Schelbúemit.

schnellen nur mit grosser Anstrengung und wiederholter völliger Ausladung des Bootes in der Drinenge bloss bis westlich der Kirche von Toplána zu gelangen und sah sich zu seiner nicht geringen Enttäuschung zu der Erkenntnis genötigt, dass der Drin im Mittellaufe „kein schiffbarer Fluss“ sei, „wenn es auch unter günstigen Umständen einem kühnen Schiffer gelingen möchte, denselben auf einer leichten Barke stromabwärts zu fahren“.[1]) Die Nachricht bezieht sich also nur auf den Unterlauf, der bei Vau Dejns bei dem Austritte des Flusses aus der Felsenge, beginnt. Nach Hahn[2])



Leš (Alessio).

gelangten Schiffe von 40 bis 50 Tonnen noch 3 Stunden stromaufwärts von Leš. Durch die seit dem Winter 1858 59 erfolgte Gabelung und den dadurch bedingten Wasserverlust hat der Drin für den Verkehr an Bedeutung verloren. Für tiefgehende Schiffe

[1]) Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar 57.

[2]) Albanesische Studien I 94.

ist wie für Skutari San Giovanni di Medua der Hafen des Städtchens.

Dieses besteht aus drei gesonderten Teilen und zählt etwa 2000 Bewohner, wovon kaum 50 katholisch sind. Unmittelbar am linken Ufer spiegelt sich mit seinen Bäumen im Drin malerisch das Basarviertel. Es wird von einer den Fluss entlang laufenden und einer darauf senkrecht gerichteten Gasse aus Holz gezimmerter Marktbuden und einigen Seitengässchen mit den Wohnungen der zumeist katholischen Krämer, Handwerker und Schankwirte gebildet. Gross ist die Zahl der hier erhältlichen Artikel nicht: Kaffee, Zucker, Petroleum, weisse und färbige Baumwollgewebe, Hufeisen, Weissblechgeschirr und wenig mehr für die Bauern der Umgebung. In diesem Viertel liegen auch die dem hl. Nikolaus geweihte katholische Pfarrkirche, eine Moschee und das Amtsgebäude des Kaimakams von Leš.

Das zweite Viertel, Varoš[1]) genannt, liegt auf einem luftigen Hange im Norden des Stadtrückens und wird ausschliesslich von Mohammedanern bewohnt, welche vor der Hitze und dem Fieber des Flussufers hierher entwichen. Unter ihnen nehmen die Bey Leschi, die feudalen Herren von Leš, eine hervorragende Stelle ein. Sie sind vor etwa 150 Jahren aus der südöstlich gelegenen Landschaft Mátja in das Städtchen gezogen und haben sich nach und nach eine den ganzen Bezirk von Leš dominierende Stellung erworben.

Den dritten Teil von Leš bildet die kleine jetzt unbesetzte Zitadelle auf einer etwa 200 m hohen Kuppe des Stadtrückens, die aber von dem oben erwähnten Mali Šelbuemit, dem „Himmelfahrtsberge", eingesehen werden kann. Auf diesem leuchtet weithin das Türbe eines unbekannten Heiligen, den das Volk „Dschumerd kassab den freigebigen Fleischer" genannt hat, wohl deswegen, weil er Arme mit Fleisch zu beschenken pflegte. Zur Zitadelle gelangt man vom Basar in etwa drei Viertelstunden. Ein gepflasterter Serpentinenweg führt, den Berg einkreisend, zum östlichen Tore. Vor ihm liegt eine stimmungsvolle Begräbnisstätte, gemauerte Sarkophage mit grossen Stelen, wohl der Bey Leschi.

Die Zitadelle ist ein Mauerrechteck mit gegen Norden und Süden orientierten Langseiten und je einem gewölbten Tore auf den

[1]) Warósch.

Schmalseiten im Osten und Westen, das im Osten noch durch eine zweite Mauer mit Kasematten, im Norden und Süden durch je eine Batterie und an der Südwestecke durch eine Bastion verstärkt ist. Im Inneren nimmt die Südhälfte eine schöne Esplanade ein, gegen Norden stehen die Ruinen einer mit einer Vorhalle und einem Minarett ausgestatteten Moschee und des Palastes der Bey Leschi. Zwischen den beiden Baulichkeiten befinden sich zwei Zisternen auf einer von Arkaden eingefassten Terrasse. Der Palast bestand aus drei Gebäuden, denen gegen das Burginnere ein hochummauerter Hof vorgelegt war, und ist vor etwa 60 Jahren offenbar infolge einer Feuersbrunst aufgegeben worden. Er stammt augenscheinlich aus neuerer Zeit her. Älteren Datums dürfte die Moschee sein; chronologische Anhaltspunkte bietet sie aber weder in einer Inschrift noch in irgendeinem Ornament[1]). Ich möchte ihre Aufführung in die Zeit verlegen, da die Zitadelle restauriert wurde. Dies fand nach einer über dem Osttore versetzten türkischen Inschriftplatte unter Sultan Selim I (1512—1520) statt. Der Grundriss und die Fundamente der Burg sind älteren Ursprungs, denn Leš hat eine weitreichende Vergangenheit.

Die treffliche Lage, zu deren oben genannten Vorteilen sich noch der fruchtbare Boden des Umlandes gesellt, musste zu einer frühen Besiedlung einladen. Die ersten Siedler waren, nach dem antiken Namen des Ortes, Lissus, zu urteilen, hier wie auch in Skutari-Scodra und überhaupt in Nordalbanien Thraker[2]). Zu Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr., kurz vor 385/4, legte hier der Herrscher von Syrakus Dionysios I. als Stützpunkt seiner Unternehmungen in Nordgriechenland und in der Adria einen Kriegshafen an, von wo aus syrakusanische Kriegsschiffe auch die griechische Besiedlung der dalmatinischen Inselflur untersützten[3]). Umsomehr werden sich hier auf einem für den Handel mit dem Binnenlande so günstig gelegenen Punkte unter dem unmittelbaren mili-

[1]) Die von H. Hecquard, Histoire et description de la Haute Albanie ou Guégarie 56 bei der Moschee erwähnten drei Marmorreliefs (ein Männer- und Frauenbildnis mit Heiligenscheinen und einem Doppelkreuze zwischen ihnen, ein stehender Löwe und ein Adler mit einer Schlange in den Fängen) sind jetzt verschwunden.

[2]) Patsch, Jahreshefte des Österreich. archäolog. Institutes 1907 S. 169.

[3]) Diodor XV 13. 14. A. Bauer, Archäolog.-epigraphische Mitteilungen XVIII 130. 133 ff.

tärischen Schutze hellenische Kaufleute bald eingefunden haben. Später gehörte der Ort zu dem kräftigen, selbst die Westküste Griechenlands befehdenden Reiche der illyrischen Ardiäer und blieb bei ihm als dessen südlichste Stadt auch in dem Friedensschlusse, der den ersten illyrischen Krieg der Römer mit der Königin Teuta i. J. 228 v. Chr. beendete [1]. Im Jahre 213 eroberte Lissus König Philipp V. von Makedonien [2]. Die Erzählung dieser Eroberung bei Polybius VIII 13.14 enthält die eingehendsten Nachrichten des Altertums über die Topographie der Stadt.

Damals zerfiel sie in zwei Teile, die Stadt Lissus und die „danebenliegende" Burg Acrolissus, die durch einen grösseren nichtbefestigten Zwischenraum getrennt waren, über dem sich bewaldete Schluchten befanden, in die Philipp bei seinem Angriffe auf die Stadt einen Hinterhalt so legen konnte, dass diese Vorbereitung von der Burg aus nicht bemerkt wurde. Die Stadt befand sich unfern des Meeres auf einer über ebenem Gelände ansteigenden Höhe und war mit einer Ringmauer ausgezeichnet befestigt, bei deren Aufführung die natürlichen Vorteile der Örtlichkeit ausgenützt worden waren. Acrolissus, „Hohenlissus", war durch die Höhe und die Unwegsamkeit seiner Lage so sturmfrei, dass zu seiner Verteidigung eine kleine Besatzung genügte. Philipp fiel die Burg dadurch in die Hand, dass sich die Besatzung in die Ebene herablocken liess und ihr der Rückzug in die verlassene Feste abgeschnitten wurde. Die Stadt wurde am nächsten Tage durch Sturm genommen.

Die Identität von Acrolissus mit der heutigen Zitadelle von Leš unterliegt keinem Zweifel, zumal da schon Hahn [3]) unter der Umfassungsmauer der letzteren alte Substruktionen festgestellt hat, die aus polygonalem Mauerwerk bestehend „besonders schön rechts vom östlichen Tore" hervortreten.

---

[1]) Polybius II 12, 3. III 16, 3. IV 16, 6; Appian Ill. 7. Zippel, Die römische Herrschaft in Illyrien bis auf Augustus 53.

[2]) B. Niese, Geschichte der griechischen und makedonischen Staaten II 474.

[3]) Albanesische Studien I 121. Seine Annahme, dass die Akropolis „zwei Schenkelmauern bis zum Flussufer herabgesandt habe", widerstreitet aber den Angaben des Polybius. Auch aus Strabo VII 316 (vgl. Stephanus Byzantius u. Lissos) kann man die Getrenntheit von beiden Ortslagen erschliessen. Ausserdem ist auch die Distanz zu gross.

Das Lissus des Jahres 213 v. Chr. lag über dem heutigen Basarviertel, muss sich aber später auch in die Ebene ausgedehnt haben, denn hier haben sich noch heute ansehnliche Reste einer sehr massiven und sehr sorgfältig gebauten Stadtmauer erhalten, welche auch vom Drin bespült werden. Deutlich erkennt man die Nordwestecke. Die Kirche des hl. Nikolaus und ihr Vorhof ruhen auf der alten Befestigung. Blickt man von der erwähnten Stadtmauerecke bergwärts, so kann man die Linie einer den Abhang hinansteigenden Mauer erkennen. An Ort und Stelle lassen sich die in Fundamenten und einzelnen losgelösten Blöcken bestehenden Spuren etwa 100 Schritte von dem nördlichen Ausgange des Basars verfolgen. Noch im Jahre 1436, als Cyriacus von Ancona Leš besuchte, waren die Stadtmauerreste von imponierender Höhe. Er sah „ingentia moenia magnis condita lapidibus et diversa architectorum arte conspicua" und fand auf ihnen die jetzt verschwundene Bauinschrift: Lucius Gavius Arn(ensis?) augur, duovir quinquennalis decurionum decreto murum reficiendum coeravit idemque probavit [1]). Die hier aus der römischen Kaiserzeit gemeldete Wiederherstellung betraf aber bereits eine römische Stadtmauer, denn auch Julius Caesar liess, wie wir sehen werden, die Stadt neubefestigen, wobei wohl der alte griechische Mauerring erweitert wurde.

Unter König Philipp scheint in Lissus mit der Prägung griechischer Kupfermünzen begonnen worden zu sein, die dann nach Ausweis der sehr seltenen Stücke bis in die erste Zeit der römischen Herrschaft anhielt [2]). Wie bei Skutari-Scodra war das hiesige Geld im Norden bis zur Insel Lissa im Umlauf.

Nach dem Frieden von Tempe, welcher den zweiten makedonischen Krieg der Römer abschloss, kam Lissus i. J. 196 mit dem nordillyrischen Besitz Philipps wieder unter die Herrschaft der Ardiäerkönige [3]). Im Jahre 169 wird es als zeitweilige Residenz des Königs Gentius erwähnt, wo dieser die Gesandten des makedonischen Königs Perseus empfieng [4]), die mit ihm ein Bündnis gegen

---

[1]) Mommsen, CIL III n. 1704 (vgl. p. 2119) und p. 271; J. W. Kubitschek, Imperium Romanum tributim discriptum 235.

[2]) Brunšmid, Die Inschriften und Münzen der griechischen Städte Dalmatiens 73 f.

[3]) Zippel a. a. O. 79.

[4]) Polybius XXVIII 8, 4; Livius XLIII 20. J. Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland II 257 ff.

Rom schliessen sollten. In dem im folgenden Jahre ausgebrochenen Kriege bildete Lissus den Konzentrationspunkt des königlichen Heeres [1]. Die Entscheidung erfolgte aber, wie oben S. 16 bereits angeführt wurde, bei Scodra, wodurch auch Lissus von Rom abhängig wurde.

Etwas früher als Skutari kommt Leš wieder in Sicht. Schon Julius Caesar hat sich nämlich, als Illyricum seit 59 v. Chr. zu seinem Amtsbezirke gehörte, der nach Lissus zu Handelszwecken gezogenen und hier einen festen Verband, einen conventus civium Romanorum, bildenden römischen Kaufleute angenommen, indem er ihnen die Stadt überliess und für deren Neubefestigung Sorge trug [2]. Es geschah dies wohl i. J. 54, als die Einfälle der im Hinterlande von Lissus, in der heutigen Mirdita, sesshaften Pirustae in das benachbarte römische Gebiet Caesar veranlassten, über die Adria selbst herüberzukommen [3]. Lissus erwies sich dafür dankbar, als der Diktator in schwerer Bedrängnis war. Zu dem grossen Waffengange mit Pompejus auf unserer Halbinsel i. J. 48 v. Chr. hatte Caesar nur einen Teil seines Heeres aus Apulien nach Mittelalbanien herüberbringen können; der Rest stand in Brindisi. Seine Lage am Flusse Apsus-Semáni wurde immer gefahrdrohender. Da befahl er Marcus Antonius die winterliche Überfahrt zu wagen und an der Mündung des Aous, der Vjossa, bei Apollonia-Pojani zu ihm zu stossen. Der Befehl wurde befolgt, aber widriger Südwind und die feindliche Flotte zwangen Antonius, die albanische Küste nordwärts bis in den Hafen Nymphaeum, d. i. nach unserem S. Giovanni di Medua, [4] zu flüchten, vor dessen Einfahrt

---

1) Livius XLIV 30.

2) Caesar, bell. civ. III 29. E. Kornemann, Pauly-Wissowa u. conventus 1180.

3) Bell. Gall. V 1. 2. Patsch, Wissenschaftliche Mitteilungen VI 265 und Zur Geschichte und Topographie von Narona 24.

4) Caesar bell. civ. III 26: Nacti portum, qui appelatur Nymphaeum, ultra Lissum milia passuum III, eo naves introduxerunt (qui portus ab Africo tegebatur, ab austro non erat tutus); Appian, bell. civ. II 59. Die Identität der Orte hat schon Hahn, Albanesische Studien I 93 erkannt. Vgl. jetzt auch Baron Stoffel, Histoire de Jules César, guerre civile I 346; G. Veith, Geschichte der Feldzüge C. Julius Caesars 313 (Beilage 28); Drumann-Groebe, Geschichte Roms III 441. Nach dem Namen und der Abfolge der Örtlichkeiten bei Plinius n. h. III 144 ist hier und zwar an der den Hafen im Westen abschliessenden Punta S. Giovanni auch das Nymphaeum promunturium anzusetzen, das H. Kiepert, Formae orbis antiqui XVII mit dem Kap Rodoni geglichen hat.

die nacheilende aus 16 Schiffen bestehende pompejanische Flotte dadurch, dass der Wind umsprang, scheiterte. Zwei seiner Fahrzeuge verirrten sich in der Nacht nach Lissus. Die Rekruten des einen wurden von der pompejanischen Küstenwache, welche die Stadt besetzt hielt, niedergemetzelt; die Veteranen des anderen schlugen sich nach Nymphaeum durch. Am nächsten Tage erklärte sich Lissus für Caesar, zwang den feindlichen Kommandanten zur Flucht, nahm Antonius in seine Mauern auf und unterstützte ihn in jeder Weise. Dieser sandte von hier Boten an Caesar, um ihm den Ort der Landung bekannt zu geben und die Vereinigung herbeizuführen. Diese gelang dank den Kundschafterdiensten griechischer Landesbewohner, wiewohl Pompejus zwischen beiden Heeresteilen operierte, so dass Caesar nun bei Dyrrachium-Durazzo zur Offensive übergehen konnte[1]. In Lissus verblieben 30 Transportschiffe und eine von Caesar gesandte Besatzung. Kurze Zeit darauf griff es Gnaeus Pompejus, ein Sohn des Triumvirs, mit einem Geschwader an. Die Besatzung schlug mit Hilfe der Bürgerschaft einen dreitägigen Angriff ab, die Transportschiffe wurden aber im Hafen sämtlich zerstört. Während der Kämpfe bei Durazzo steuerte auch Lissus zur Verproviantierung Getreide bei und behielt selbst nach der Niederlage Caesars und seinem Abmarsche nach Thessalien im Juli 48 eine Cohorte als Garnison[2].

In der Kaiserzeit und zwar wohl schon unter Augustus wurde Lissus auch rechtlich zur Stadt erhoben[3], deren oberste Behörde, wie die o. S. 57 angeführte Inschrift zeigt, Duoviri bildeten. Von den städtischen Priesterkollegien lernen wir aus derselben Quelle die Auguren kennen. Als südlichste bedeutendere Stadt der Provinz Dalmatien teilte Lissus hernach bis in die byzantinische Zeit die politischen Geschicke mit Scodra[4]. Wirtschaftlich kam der Stadt zugute, dass sie nicht bloss eine Station der dalmatinisch-makedonischen Route war[5], sondern auch die Kopfstation bildete der grossen

---

[1]) Caesar, bell. civ. III 26—30; Plutarch Antonius 7; Appian bell. civ. II 59.

[2]) Caesar 40. 42. 78.

[3]) Plinius III. 144. 145, Ptolemaeus II 16, 3.

[4]) Vgl. o. S. 17 f.

[5]) Tabula Peutingeriana; Geographus Ravennas 206, 17. 397, 9. Vgl. o. S. 17.

durch das Mirditenland, über Ulpiana-Lipljan (auf dem Amselfelde), Naissus-Niš und durch das Tal des Timacus-Timok zur Donau führenden Diagonalroute[1]), wie sie jetzt wieder angestrebt wird[2]), und die, wahrscheinlich schon unter Kaiser Augustus als Kunststrasse ausgebaut und noch im Mittelalter frequentiert, schon einer vorrömischen Handelsstrasse folgte, auf der das viele Silbergeld der Städte Dyrrachium und Apollonia nach Nordostalbanien, Serbien und Siebenbürgen gelangte[3]).

Von Bedeutung war für die Stadt auch, dass sich in ihrem Hinterlande bis jetzt nicht wiedergefundene Silbergruben befanden. Sie werden „nel paese de' Ducagini a Fanda, Bulgari e sopra Alessio" wohl erst i. J. 1595 erwähnt[4]), dass sie aber schon im Altertume ausgebeutet wurden, kann man daraus schliessen, dass Angehörige des Stammes der Pirustae, die in dem Minendistrikte sassen, vom Kaiser Trajan als kundige Bergleute in Siebenbürgen angesiedelt wurden[5]).

Im Mittelalter gehörte Leš eine Zeitlang der einheimischen Familie Dukadschin, die es 1393 an Venedig abtrat. Unter St. Markus blieb es bis 1478, in welchem Jahre die Türken die Stadt besetzten. In dieser Periode spielte Leš, wiewohl unter fremder Herrschaft stehend, eine Rolle in der nationalen Geschichte Albaniens. 1443 wurde hier Skanderbeg auf einer Versammlung albanischer Fürsten und Herren zum Oberfeldherrn gegen die Türken gewählt; an der Stadt suchte er Rückhalt in der schweren Bedrängnis, als sein Neffe mit den Türken im Bunde gegen ihn zog, hier starb er 1466 und wurde hier in der dem hl. Nikolaus geweihten Kathedralkirche bestattet[6]).

---

[1]) Tab. Peuting.; Geograph. Ravenn. 206, 8.

[2]) Vgl. o. S. 46.

[3]) Patsch, Wissenschaftliche Mitteillungen VI 262, Glasnik 1902 402 f. und Das Sandschak-Berat in Albanien 8.

[4]) S. Ljubić, Rad jugoslavenske akademije XXXIV 100 Anm. 1; Jireček, Die Handelsstrassen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters 42 f.

[5]) Patsch, Wissenschaftliche Mitteilungen VI 265.

[6]) Marini Barletii, Scodrensis sacerdotis, de vita et gestis Scanderbegi, Epirotarum principis lib. II. 22 ff. IX 160. XIII 227 ff. (Frankfurt 1578). Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches I² 370 f. 460. 493; Hahn, Albanesische Studien I 88 f.

Die Frage nach der Lage der Ruhestätte des grossen Kriegers ist noch ungelöst[1]), da die Stadt arm an alten Resten und Funden ist. Einige ältere Monumente besitzt nur das Franziskanerkloster von Leš, das am rechten Ufer des Drin auf dem Hügel Domleš liegt und einen reizvollen Blick auf das Städtchen und die Burg gewährt. Die Klosterkirche, Mariä Verkündigung geweiht, vom Volke aber wegen einer sehr verehrten Statue St. Antoniuskirche genannt, stammt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Nach der Tradition soll aber auf ihrer Stelle, worauf auch eine moderne Inschrift verweist, schon i. J. 1240 eine Kirche gestanden haben. Dafür spricht der Umstand, dass in und bei der Kirche ältere Denkmale wieder verwendet wurden. Im linken Türgewände der Kirche befand sich, zum Teil in die Erde eingesenkt, der Kalksteinbalken, den ich über der südlichen Seitentür versetzen liess. Er bildet augenscheinlich die rechte Hälfte einer Bauinschrift, die, auf zwei gleiche aneinander stossende Werkstücke verteilt, über der Haupttür der einstigen Kirche eingelassen war. Nach dem Charakter der Schrift stammt der Stein wohl aus dem 15. Jahrhundert und dürfte in der 1. Zeile MCCCC]XXXXXVI zu ergänzen sein. Es wäre dies also ein Monument aus der Zeit des Skanderbeg.

Aus dem Pflaster vor der Kirche rettete ich die hübsche Grabplatte, die jetzt in die Kirchenmauer eingelassen ist und die wohl einem venezianischen Edelmanne galt. Ein kleines Fragment eines analogen Grabsteines ist ausserdem beim Hauptaltare vermauert[2]). Im Kloster selbst wird ein kleines Bruchstück einer Ehreninschrift der Kaiser Septimius Severus und Caracalla aufbewahrt, dessen Provenienz nicht bekannt ist[3]).

---

1) Vgl. Ippen, Glasnik 1902 282 ff.
2) Vgl. Ippen, Glasnik 1900 522 Fig. 17, vgl. 1901. 586 ff.
3) Jahreshefte des Österr. archäolog. Institutes 1907 Beiblatt.

IV. Von Alessio über Kroja nach Tirana und Išmi.

Von dem Südwestabfalle des Mali Renčit und den Bergen von Leš, der Malcija Lešit, dehnt sich die Nordalbanische Ebene nunmehr völlig flach, auch durch Hügel nicht gegliedert, längs des Seegestades bis zu dem niedrigen Höhenzuge, der in dem weit in die Adria vorgeschobenen Kap Rodoni endet, aus und schliesst ausserdem im Südosten durch die breite Einbuchtung von Tirana den Höhenkranz tief auf. Noch uneingeschränkter als im Norden steht sie hier unter der Herrschaft des Wassers, das teils in langen Läufen aus dem Hochlande kommt, teils die Niederung in Randquellen und Regenbächen der Gehänge, in Gräben, Sümpfen und Strandseen durchfeuchtet. Ihre Mitte durchwühlt in Windungen und Kehrungen der Máti, der Ardaxanus der Alten, an dem Philipp V. von Makedonien auf seinem Marsche gegen Lissus i. J. 213 lagerte [1]). Ein stattlicher insbesondere durch den Fáni rechts verstärkter Fluss, der beinahe alljährlich das Umland durch Überschwemmungen verheert. Sein Wasserschwall kommt oft ganz unversehens, wie ich am eigenen Leibe erfuhr. An einem schönen Februartage 1901 jagte ich von Leš aus etwa eine Stunde von

---

[1]) Vgl. o. S. 56. Polybius VIII 13, 2. Kiepert, Formae orbis antiqui XVII. Die Gleichung Ardaxanus Arsen W. Tomascheks, Pauly-Wissowa s. v. widerspricht der Angabe des Polybius über die Entfernung des Flusses von Leš.

seinem rechten Ufer entfernt, da quoll uns ohne jedwede Vorboten eine weite Wassermasse entgegen: der Fluss hatte, durch plötzlich aus dem Gebirge kommende Niederschlagwasser gespeist, seine Uferdämme überflutet, und in kürzester Zeit standen die tiefer liegenden Wälder, Wiesen und Wege einen Meter unter Wasser. Nur mit Mühe trugen uns die Pferde bald watend, bald schwimmend auf einem Wege, zu dem man sonst nur $1^1/_2$ Stunden benötigt, in 3 Stunden zu einem Gehöfte, das durch zwei Tage vom Wasser eingekreist blieb. Dann verlief sich die Flut von den Wegen; in den Wäldern blieben aber Sumpflachen zurück, die auch die Sonnenglut, die im Sommer über der Ebene brütet, nicht trockenzulegen vermochte.

Dem Drin im Norden entspricht am Südsaume ein Fluss, dem durch reiches Geäder die Südostbucht tributär ist. Er heisst an seiner Mündung unterhalb des Städtchens Išmi Dšapsi;[1]) im Mittel- und Oberlaufe wird er streckenweise nach den anliegenden Orten Ljúmi Išmit, Blaj und Tírans genannt. Eine Gesamtbezeichnung führt er ausser den gewöhnlich gebrauchten „Ljumi Fluss“ nicht. Zwischen ihm und dem Mati verliert sich die Drója im Sumpfe. An den Mündungen der Flüsse wächst die Ebene infolge der Geröllmassen stetig in die See; zwischen ihnen beschreibt die Küstenlinie eingezogene Bogen, an denen sich gute Rheden finden.

Die ökonomischen und sanitären Verhältnisse der Ebene ergeben sich aus den hydrographischen von selbst. Sie entsprechen denen des Bojana-Dringebietes, doch herrscht hier trotz ganz unrationeller Abholzung in der letzten Zeit der Wald noch bei weitem vor, der auch die einschliessenden Höhen schmückt. Weite Strecken sind mit schönen Beständen alter Eichen, Eschen und Ulmen bestockt. Ein ausgesprochenes Waldland zieht sich vom linken Ufer des Mati, die ganze Breitenausdehnung der Ebene einnehmend, südwärts. Gleich am Flussufer liegt das Waldgut Tschiftlik Gurs, das, früher der Familie Toptan in Tirana gehörig, sich jetzt im Privatbesitze des Sultans befindet. An dasselbe schliessen sich längs der Bucht von Šlinza die Wälder Góra und Fuša Kuče an, die binnenwärts bis zu den Dörfern Lači und Džonem reichen.

[1]) Ischmi, Dschápsi.

Weiter südlich folgen bis zum Išmiflusse die Waldkomplexe Žeja und Bušneš[1]). Mit Behagen wandert man, trotz Sumpf und schlechten Pfaden, insbesondere als Weidmann durch die stundenweiten Wälder und Auen. Wenn der Tag noch so grell und heiss ist, unter dem Laubdache ist es kühl und dämmerig; selten stiehlt sich ein Sonnenstrahl durch das Geäst. Besonders reizend ist es am Meeresrande, der, ganz flach, italienisch Spiaggia genannt wird: die grünen Baumkronen, das blaue Meer und der gelbe Küstensand vereinigen sich zu einer erquickenden Farbensymphonie. Von Anfang Dezember bis gegen Mitte März überwintert hier, wie übrigens längs der ganzen nordalbanischen Küste, in sehr bedeutender Menge die Waldschnepfe, doch schwankt ihre Zahl in den einzelnen Jagdrevieren von Jahr zu Jahr, je nachdem dem fein begabten Vogel die Existenzbedingungen hier oder dort mehr zusagen. Die Sümpfe bevölkern Wildenten. Hasen sind selten, dafür hört man allabendlich das Heulen der Schakale, die hier recht zahlreich vorkommen.

Leider geht man jetzt mit dem Walde allzu roh und unbedacht um. Jeden Winter ziehen in die Dome Holzfäller ein, und die schönen Stämme gehen zumeist als Brennholz nach Tripolis und Alexandrien.

Die Lichtungen in den Wäldern nehmen Wiesen und Äcker ein. Die Hauptfrucht ist der Mais, der besonders gut und reich in dem Abschnitte Brégu Mats nördlich des Mati und in dem Bezirke von Tirana gedeiht. Seine Grösse, wie überhaupt die Üppigkeit der Vegetation zeugen von dem Segen, der in dem jungfräulichen Boden noch schlummert. Zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion sind aber kostspielige Meliorationsarbeiten, Entwässerungen und Uferversicherungen, sowie die Anlage von Kommunikationen unerlässlich.

Die Besiedlung der Ebene ist natürlich sehr gering und besteht überwiegend aus nur temporär bewohnten Einschichten. Die Gehöfte liegen vereinzelt in der Mitte der Lichtungen. Die der Armen bestehen aus strohgedeckten Lehm- und Flechtwerkhütten ohne Rauchfang und Fenster, in deren einzigem, ungedieltem Raume die ganze, oft aus 10—12 Personen bestehende Familie haust. Die

[1]) Schlínsa, Fúscha Kútsche, Látschi, Dschónem, Šéja (vgl. o. S. 7 Amn. 1), Buschnésch.

wohlhabenderen Wohnhäuser sind aus mächtigen, gut behauenen Stämmen zusammengefügt und werden oft von einem ein bis zwei Stockwerke hohen Holzturme überragt. Er wird aufgeführt teils aus Freude am stattlichen Wohnen, teils als Refugium in Zeiten der Blutfehde oder sonstiger Bedrängnis, denn wie die Zadrima hat auch dieser Küstenteil unter den Raubzügen der Hochländer zu leiden. In Mátja, Selíta, Bškáši und Ksél a lebt eine ganze Reihe professioneller Viehräuber, die ihre verwegenen nächtlichen Streifzüge bis in die Nähe von Durazzo ausdehnen, wobei sie allerdings in der Ebene selbst zahlreiche Helfer besitzen.

Steinhäuser kommen in der Ebene fast gar nicht vor, da das Baumaterial von dem fernen Gebirge weit geholt werden müsste. In den Sommermonaten stehen die Gehöfte von Bregu Mats leer, da sie Wanderhirten der Stämme Škreli und Klment (besonders dem Bajrak Nikši) und einigen wenigen Familien aus Lóhja[1]) gehören. Diese kommen Anfang Oktober von ihren an der montenegrinischen Grenze gelegenen Hochweiden und verlassen die Küste wieder im Juni, wobei sie auch ihren ganzen Hausrat mitnehmen. Die Bearbeitung der Maisfelder wird den Bauern aus den Dörfern am Ostrande der Ebene überlassen.

Mitten durch Bregu Mats führt von Leš die Dscháde Mrétit, die Sultanstrasse, welche Skutari mit Monastir verbindet. Auf ihr wird die Post auf Tragtieren befördert und auf ihr bewegen sich auch alle Truppentransporte nach der vom Zentrum entferntesten europäischen Wilajetshauptstadt. Wagen können auf ihr aber nicht verkehren, da sie lediglich ein alter elender türkischer Pflasterweg, Kaldirim, ist, voll tiefer Löcher. Auch für ihre Kreuzung des Mati besteht keine Brücke; die Übersetzung über den im Winter recht breiten und stark strömenden Fluss vermittelt bloss eine Fähre, ein Kahn mit nur notdürftig verstopften Löchern und zerbrochenen Rudern. Im Sommer durchfurten die Reisenden lieber den Fluss als sich diesem Vehikel anzuvertrauen.

Die Route durch Bregu Mats entspricht augenscheinlich der römischen Strasse, welche Lissus mit Dyrrachium verband,[2])

---

[1]) Südlich der Škreli.

[2]) Vgl. o. S. 59. 17.

und H. Kiepert[1]) setzt an ihr bei der Matiübersetzung die Stadt Bassania an, die nach Livius XLIV 30 i. J. 168 vom König Gentius von Lissus aus angegriffen und belagert, von dem Praetor L. Anicius aber entsetzt wurde. Diese Lokalisierung an dem von Leš 12 *km* entfernten Mati widerstreitet der Distanzangabe des Livius: ipse ad Bassaniam urbem quinque milia (= 7·4 *km*) ab Lisso ducit. Nach den bis jetzt bekannten aus der vorrömischen Zeit stammenden Ortslagen möchte ich die Stadt, zumal da sie eine Belagerung aushalten konnte, mit Patsch südöstlich von Leš auf der Bergumrandung der Ebene suchen. Doch vermochte ich hier nur kirchliche Altertümer aufzufinden. Solche Zeugen einer besseren Zeit besitzen die durch ein Engtal getrennten Dörfer Zojmeni und Plana[2]), die auf dem Abhange des Rückens Bokjáni liegen. In der alten Kirche des erstgenannten Ortes konnte ich im Mai 1900 durch behutsame Entfernung des rezenten Verputzes feststellen, dass die linke Seitenwand bemalt war. Die Madonna, auf einem breiten Throne sitzend und Jesus auf dem Schosse haltend, kam in recht frischen Farben und gar nicht schlecht ausgeführt zum Vorschein. Die Malerei schien mir aus dem Ende des 14. oder dem Anfange des 15. Jahrhunderts zu stammen[3]). Ob der Schmuck das ganze Kircheninnere umfasste, konnte ich selbst aus Zeitmangel nicht ermitteln und dem Pfarrer vermochte ich kein antiquarisches Interesse beizubringen, da er gerade mit dem Baue einer neuen Kirche und eines Pfarrhauses beschäftigt war.

Die Vorderseite der Kirche von Plana weisst Bilder des hl. Michael und des hl. Georg auf, unter denen ältere, wertvollere Malereien zum Vorschein kommen. Das jetzt arme, kleine Dorf war ehemals ein bedeutender Marktflecken von fast städtischem Charakter, dem das ganze Waldgebiet von Bregu Mats gehörte, wie denn der ganze Bokjani-Rücken mit seiner Umgebung früher viel stärker bevölkert war. Auf ihm liegt auch ein altes Franziskanerkloster, das im Anfange des 19. Jahrhunderts aus Mangel an Mönchen aufgelassen wurde, und auf der Kulminationshöhe befindet sich die stark besuchte Wallfahrtskirche Š' Leši (hl. Alexander).

[1]) Formae orbis antiqui XVII.
[2]) Sojméni, Plána. Letzteres von Hahn a. a. O. 28 f. 331 irrtümlich Pedana genannt.
[3]) Ippen, Glasnik 1900 521.

Jenseits des Mati schliesst die Ebene im Osten eine niedrige, wenige Kilometer breite Bergkette ab, die im Osten von dem Tale Kúrbin und im Süden von dem Flusse Droja sowie von der Schlucht Grüka Škoz begrenzt wird, durch welche ein kleiner Bach zur Droja fliesst. Die Kette hat keinen einheitlichen Namen. Der nördliche Teil heisst Mali barz;[1]) die für den Südteil auf der Karte verzeichnete Benennung Mali Pulga ist im Lande unbekannt. Die Poststrasse biegt nach Überschreitung des Mati vor den Sumpfstrecken aus und verläuft längs des Fusses der Kette. Die Flüsschen und Bäche, welche aus ihren Falten herabkommen, werden hier noch von festen Ufern gebändigt. An der Strasse liegen beinahe von Stunde zu Stunde primitive Einkehrhäuser, die nur einen, für Reittiere und Menschen gemeinsamen Raum enthalten und bloss Heu, schwarzen Kaffee und Branntwein zu bieten vermögen. Mehr wird auch nicht verlangt, da Brot und Käse jedermann mitführt. Eines dieser Einkehrhäuser, das zum Dorfe Mamúras gehört, ladet durch seine anheimelnde Lage zum Verweilen ein. Das klare Droja-Flüsschen spielt hier, in mehrere Arme zerteilt, zwischen Platanen und Hecken; über verfallende, mit Turbanen geschmückte Grabmale steigt das Minarett einer alten Moschee auf und den Hintergrund schliessen grüne, waldreiche Hänge ab.

Oberhalb der Strasse liegen mehrere Dörfer, deren weisse Häuser über die durchaus gut bewaldeten Hänge zerstreut sind oder sich in Falten halb verborgen eingenistet haben. In dem Dörfchen Delbeníšti residiert in einem geräumigen Wohnhause neben der Kirche der Erzbischof von Durazzo, da auch dieser Prälat unter dem Drucke der türkischen Herrschaft seinen ursprünglichen Wohnsitz hatte aufgeben müssen. Wann dies erfolgte, ist unbekannt, wahrscheinlich aber erst im 17. Jahrhundert. Seine erste Zufluchtstätte war das abgeschiedene katholisch gebliebene Tal Kurbin, wo die Kirche Šne Prénna (St. Veneranda) zur „Kathedrale“ wurde. Hier waren die Erzbischöfe wohl ihres Lebens sicher und konnten auch ihre Funktionen ausüben, hatten aber unter den Belästigungen der mohammedanischen Gewalthaber in Krója und Tirána zu leiden. Insbesondere wurden sie mit Geldforderungen behelligt. Um die Mitte des

[1]) Schkos (vgl. o. S. 9 Anm. 3). Z in barz wie englisches th.

19. Jahrhunderts verlegte der Erzbischof Rafaele d' Ambrosio[1]) die Residenz nach dem zugänglicheren Delbeništi, wo er die Kirche und das Wohnhaus erbaute. Die Erzdiözese reicht vom Mati bis zum Golf von Arta, hat aber keine Suffragane mehr.

Auch bei Delbeništi liegen einige sakrale Baudenkmale. Nördlich vom Dorfe befinden sich an dem Wege nach Milóti einsam, mitten im Walde die Überreste der bescheidenen Kirche Še Mhil (St. Michael), die nur dadurch bemerkenswert sind, dass der Turm etwa 10 Schritte von der Kirche entfernt ist[2]). Beiläufig eine Stunde südlich von Delbeništi erhebt sich in einem hübschen Engtale auf steil abfallendem Felsen eine auch von den Mohammedanern geschätzte sehr geräumige Wallfahrtskirche mit den Resten eines seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts aufgelassenen Franziskanerklosters. Nach einer in der Vorderseite angebrachten Inschrift i. J. 1457 eingeweiht, wird sie von den Franziskanern Sebaste genannt, während sie beim Volke Šna Noj (St. Anton) heisst, da am Tage dieses Heiligen das Fest hier stattfindet. In dem Kirchenfelsen öffnet sich eine Höhle, die von den Wallfahrern ebenfalls besucht wird.[3]) Bei dem von der Kirche nordwestlich gelegenen Pfarrdorfe Láči schloss der altertumsfreundliche Pfarrer Geciov auf der Lokalität Koder Bogz auch einige antike Gräber auf, die Waffen, Helme und Schmuckgegenstände enthielten.

Eine dritte alte kirchliche Stätte befindet sich bereits in der Nähe der Schlucht Grüka Škoz (vgl. o. S. 67). Ich habe diese Š' Njin Vilza[4]) genannte und im Walde versteckte Ruine nicht aufgegesucht, da meine Zeit von dem etwa eine Stunde südlich in einem dichten Zypressenhaine gelegenen Kirchenreste bei dem kleinen nur 10 mohammedanische Häuser zählenden Dorfe Še Mri (St. Maria) in Anspruch genommen wurde. Diese Kirche übertrifft durch ihre Dimensionen und ihre Ausstattung so alle analogen Bauten derUmgebung, dass man sie weit eher für den Rest einer Abtei als füreine Dorfkirche zu halten befugt ist. Insgesamt 25 Schritte lang und 18 Schritte

[1]) Über ihn vgl. Hahn, Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar 30.
[2]) Ippen, Glasnik 1900 521.
[3]) Ippen a. a. O. 520 f.
[4]) Sch' Njin Wilsa.

breit, bestand sie aus drei mit je einer Apsis abgeschlossenen und durch je vier Pfeiler getrennten Schiffen, von denen das mittlere 10, die Seitenschiffe je 4 Schritte in der Breite massen. Das ganze Innere war mit Fresken geschmückt. Deutbar ist jedoch nur ein Teil der Bemalung der mittleren Apsis, die allein über die Mauerflucht vorspringt. Die Rundung zerfiel in vier Felder übereinander. Die beiden oberen sind unkenntlich. Das dritte wird von einem Fries eingenommen, der aus sieben Medaillons mit den Brustbildern von sieben Heiligen (Propheten?) besteht. Im vierten Felde stehen in Vordersicht acht heilige Bischöfe mit Casula, Alba und Pallium, welche die Rechte segnend erheben und in der Linken das Evangelium halten. Sie waren durch Beischriften gekennzeichnet, von denen jedoch nur S. Ambrosius sicher ist[1]). Einige Schritte vor dem Kircheneingange steht isoliert der Glockenturm, der auf Felsen fundiert und aus Ziegeln aufgeführt ist.

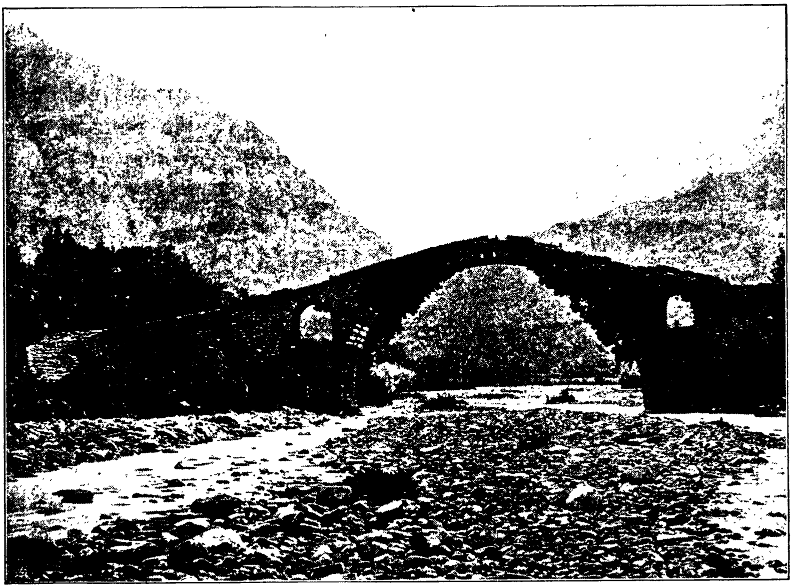
Schliesslich stehen noch eine Stunde westlich von Še Mri auf der Passhöhe im Eichendickicht die Fundamente der kleinen einsamen Kirche Šen Li (St. Elias). Wir betreten hier den schlechten Reitweg, der von der Poststrasse in der Ebene bei der Schwefeltherme Ujbarz nach Kroja abzweigt und durch den schönen, ausgedehnten, hochstämmigen Eichenwald Šperdet[2]) heraufführt. Von der Passhöhe senkt er sich in Serpentinen in das Engtal der Droja, die er auf einer alten türkischen Brücke (vgl. S. 70) in einem einzigen Bogen kühn übersetzt. Oberhalb der Brücke ist der Fluss in die lange und sehr enge Schlucht Grüka Drojs so eingezwängt, dass bloss am linken jäh abstürzenden Felsenhange ein Steig führt, welchen nur die Bauern aus dem jenseits der Enge liegenden Dorfe Škreta[3]) zu passieren wagen.

Von der Droja führt der Weg in steilem, durch Windungen wenig gemildertem Anstiege zu dem Berge Krásna empor, auf dessen abfallendem Planum unter dem langen Steilabsturze des durch seine markante Form schon in Skutari[4]) auffallenden Kalkplateaus Mali Krus oder Sarisaldik Kroja liegt[5]). Auch hier

---

1) Vgl. Ippen, Glasnik 1900 518 ff. Fig. 12—14.
2) Ujbarth (vgl. o. S. 67 Anm. 1), Schperdét.
3) Schkréta.
4) Vgl. o. S. 22.
5) Vgl. Ami Boué, Die europäische Türkei I 48.

bot den Anreiz zur Niederlassung der Schutz einer natürlichen Feste, des isolierten, allseits steil, stellenweise senkrecht aufsteigenden Felsens, der die Altstadt von Kroja trägt. Das Stadtbild nimmt uns durch seine Eigenart ganz gefangen. Aus einem grossen Walde alter Oliven, deren lichtes Grün dunkle Zypressengruppen wirkungsvoll durchsetzen, tauchen Mausoleenkuppeln, in malerischer Architektur sich überbietende Häuser und die von hohen Mauern umgür-

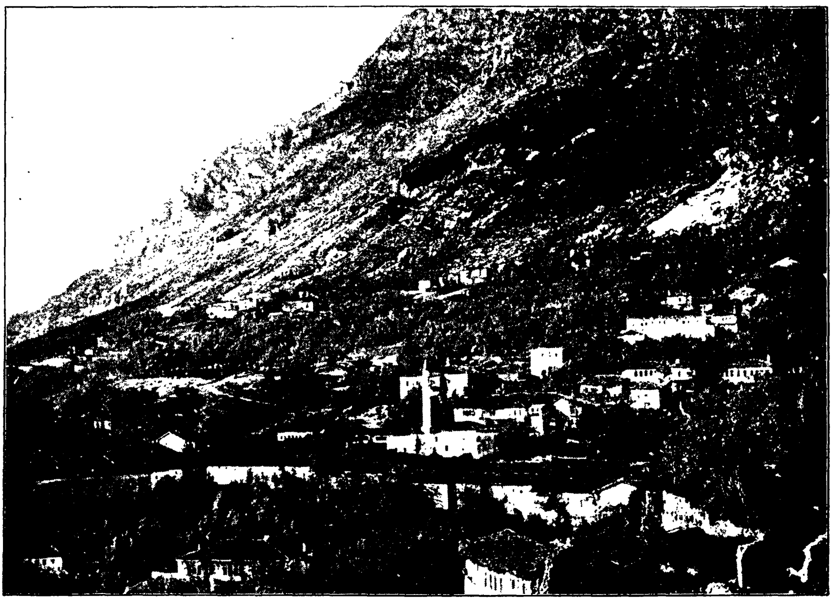


Brücke über die Droja.

tete Akropole empor, auf der ein massiger Uhrturm und ein schlankes Minarett in freundlichem Kontraste stehen.

Die Reihen kleiner steinerner Basarbuden am Fusse der Burg bieten nichts Individuelles, man verliert sich bald gerne in dem Park der Oliven, der durch wechselnde Aus- und Durchblicke, namentlich aber durch seine Grabstätten immer weiter lockt. Die Zahl der Türbe in Kroja wird in lokalpatriotischer Übertreibung mit 366 angegeben. Gleich unweit des Basars steht, von einem kleinen

Friedhofe umgeben, das Mausoleum des Hadschi Hamsa Baba. Der mit einer Kuppel überwölbte Raum umschliesst den hölzernen, mit seidenen Decken umhüllten Sarkophag mit den Resten des i. J. 940 der Hedschra verstorbenen Heiligen. Der Bau wurde aber erst am Ende des 18. Jahrhunderts von Kaplan Pascha Toptan zur Erinnerung an den Sieg erbaut, welchen er über die ihn bedrängenden Truppen des grossherrlichen Seraskiers und des Wesiers von Skutari Kara Mahmud Pascha Buschati errang.



Die Neustadt von Kroja.

Das Türbe Bali Sultan ist dadurch bedeutungsvoll, dass besonders feierliche Eide an dem Sarge seines Heiligen geschworen werden. Einem kleinen Wohnhause gleicht die Ruhestätte des Schemsi Baba, die friedvoll ein stiller Hof umhegt.

Das grösste sepulkrale Heiligtum der Stadt liegt aber hoch oben am Rande des Plateaus des Mali Krus in einer Felsspalte, zu dem ein mit Geröll bedeckter Steig in zahllosen Windungen die

Bergwand mühsam emporklimmt. Es gehört Baba Sarisaldik, dem „blonden Apostel". Auf einigen Stufen steigt man zu einem Gitter hinab, vor dem man sich des Schuhwerks entledigen muss. Durch einen Vorraum mit den Sarkophagen einiger Jünger des Heiligen gelangt man in die überaus pietätvoll gepflegte Grabkapelle. Der Begleiter verrichtet ein Gebet, der Fremde lässt in einen Opferstock eine Spende gleiten.

Alle diese Türbe machen auf den Besucher einen starken Eindruck. Sie atmen Frieden und Weltabgeschlossenheit. Das würdige Innere erfüllt mit Sammlung; ein süsses Hindämmern beschleicht das Gemüt, dessen Banne man sich fast mit Anstrengung entwinden muss. Der Reiz der heiligen Räume wird noch erhöht, wenn ein Derwisch oder Baba den Heiligen betreut. Mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit empfangen sie den Fremdling; er hört von ihnen, die der Welt entsagt haben, philosophische Reden und Betrachtungen frei von all dem Fanatismus, der den ganzen Orient zerwühlt und spaltet.

Die Türbe gehören der mohammedanischen Sekte der Bektaschi. Diese waren ursprünglich nur ein Derwisch-(Mönchs-) Orden, der von Hadschi Weli Bektasch im Anfange des 14. Jahrhunderts in der kleinasiatischen Provinz Siwas gestiftet wurde. Die Begründung des Ordens fällt in die Zeit der Entstehung der Janitscharen, und zwischen beiden wurde eine enge Beziehung dadurch geschaffen, dass Hadschi Weli Bektasch den ersten Janitscharen den Segen erteilte. Auf diesen Akt führt man den nach rückwärts fallenden Zipfel der Kopfbedeckung der Krieger zurück: er soll die Erinnerung bewahren an das weite Ärmelende, das von dem segnenden Arme des Bektasch auf den Nacken eines der Glaubensstreiter fiel. Die Verbindung blieb eine dauernde, und ihr ist auch die Verpflanzung des Ordens nach Albanien zuzuschreiben. Die Janitscharen wurden hierher erst nur zur Niederhaltung des kriegerischen Landes entsendet; allmählich fanden sie in ihm aber ein ausgezeichnetes Reservoir zur Füllung ihrer Reihen, wodurch sie an der Adria recht heimisch wurden. Und mit ihnen fand sich auch der verbrüderte Orden ein, der immer weitere Kreise auf dem Lande wie in den Städten, unter dem Adel und den Bauern zum Anschlusse bewog. Trotz der Vernichtung seiner bewaffneten Freunde

i. J. 1826 und trotz seiner eigenen blutigen Verfolgung unter Sultan Mahmud hängen ihm ausser dem Gebiete von Kroja noch heute an die Landschaft Čermenika und die Täler Bulčise und Okštun, die ihren Mittelpunkt in Martaneš (unweit der Matiquelle) haben[1]. In Mittelalbanien bekennt sich zu ihm die Landschaft Malakástra[2]; in Südalbanien ist er in den Bezirken Korča, Kolonia, Leskovik, Premeti und Ginokastra vertreten. In Nordostalbanien, in Prizren, Üsküb, Kalkandele und Krčovo, ist seine Zahl geringer. Aus Skutari wurden die Bektaschi, wie o. S. 36 vermerkt wurde, zu Beginn des 19. Jahrhunderts vertrieben. Von Albanien aus wird auch der zusammengeschrumpfte Rest der Diaspora in Bosnien visitiert und gehalten, der dort, vom Volke stark angefeindet, seit dem 1903 in Sarajevo erfolgten Tode des Hadschi Mustafa Užičanin keine eigene Leitung und kein Teke (Kloster) besitzt.

Der Orden hat im Laufe der Zeit eine starke innere Wandlung durchgemacht: aus der Stiftung eines streng orthodoxen Mohammedaners ist er ein grimmiger Gegner und Hasser des offiziellen Islams geworden, der die Abneigung mit gleicher Intensität erwidert. Friedlich ist dagegen sein Verhältnis zu den Christen, deren alte Kirchenreste von den Bauern, welche der Lehre des Ordens folgen, sorgsam behütet werden. Die orthodoxen Mohammedaner verbreiten über die Bektaschi alles erdenkliche Schlechte. Insbesondere wird deren Ethik in den schwärzesten Farben geschildert. Sie sollen an eine Vergeltung nach dem Tode nicht glauben, Gutes und Böses vermöchten sie gar nicht zu scheiden, die Befriedigung aller Wünsche und Begierden auf Erden sei einer ihrer Hauptgrundsätze.

Eine Prüfung dieser zum mindesten sehr übertriebenen und gehässigen Angaben über die wohl im allgemeinen liberalen Anschauungen der Bektaschi ist deswegen nicht möglich, weil ihre Lehre geheimgehalten wird und man lediglich auf Schlüsse aus Äusserlichkeiten angewiesen ist.

Die Bektaschi haben keine Moscheen, beobachten nicht die fünf Gebetzeiten und nehmen auch nicht die rituellen Waschungen

---

[1]) Tschermeníka, Bultschisse, Ókschtun, Martanésch.

[2]) Patsch, Das Sandschak Berat in Albanien 117 f.

vor. Die Andacht wird still auf den Gräbern von Heiligen verrichtet. In allen Gegenden, wo Bektaschi wohnen, finden sich demnach zahlreiche, gut gehaltene Mausoleen, die oft schon von weitem an Zypressen kenntlich sind, die um sie gepflanzt werden. Für die Erhaltung der Türbe wird Geld gespendet. Zu Grabstätten besonders verehrter Heiliger pilgert man von weither. Das Grab des Sarisaldik in Kroja strebt jeder wenigstens einmal zu besuchen. Aus diesem Kultus verstorbener Klostervorstände erklären sich die Ehrfurcht und der oft staunenswerte Gehorsam der Bektaschi ihren lebenden Führern gegenüber.

Die Bektaschi halten auch den Ramasan, den Fastenmonat der Mohammedaner, nicht ein. Sie haben hingegen im arabischen Monat Muharrem elf Busstage, an denen sie fasten, sich abschliessen und auf jede Weise kasteien. Sie begehen damit gleich den Schiiten die Erinnerung an die Märtyrer Hassan und Hussein, die Söhne des Kalifen Ali, welche auf Befehl des Kalifen Muawija in Kerbela bei Bagdad getötet wurden.

Ein eingehenderes Studium dieser für Albanien nicht bedeutungslosen Sekte [1]) ist noch notwendig, erfordert aber weit mehr Zeit als ich ihm zuwenden konnte [2]). Über die Besichtigung eines Klosters der Bektaschi, die ich auf der Reise erübrigen konnte, wird weiter unten berichtet werden. In Kroja absorbierte einen guten Teil des Aufenthaltes der Besuch der Zitadelle, die mit der einheimischen Fürstenfamilie Thopia, den Kämpfen Skanderbegs und mit der venezianischen Herrschaft in Albanien so innig verbunden ist.

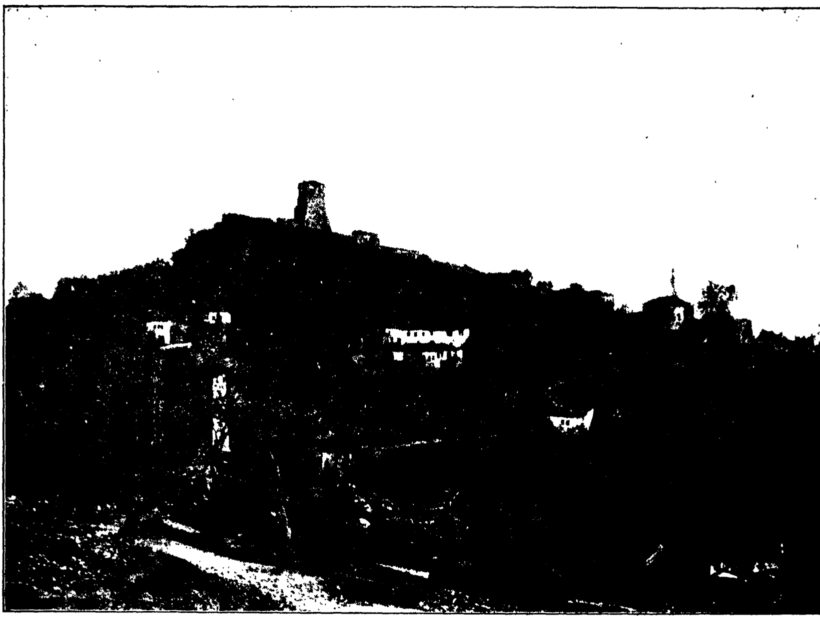
Die Platte des Burgfelsens bildet ein nach Westen sich abdachendes Dreieck mit der Basis im Osten und dem Scheitel im Westen. Die Mauern und Bastionen sind trotz der i. J. 1832 zum Teil vollführten Schleifung noch recht gut erhalten. Besonders imposant sind die Befestigungen des Tores an der Nordseite und die Bastei am Westscheitel, auf der jetzt das Türbe des Bektaschiheiligen Baba Mustafa Dolma steht. Der höhere Teil des Burginneren ist mit verfallenen und überdeckten Mauern angefüllt.

---

[1]) Vgl. Chlumecky, Österreich-Ungarn und Italien 171.

[2]) Vgl. die Ausführungen, von Degrand Souvenirs de la Haute-Albanie 228 ff., welche manches bieten.

Ältere Bauten sind nur der in der neueren Zeit als Uhrturm verwendete Glockenturm in der Nordostecke und wohl auch das Haus links vom Tore auf der Burgmauer. In dem niedrigeren Teile der Burg hausen etwa 20 Familien in ärmlichen interesselosen modernen Häusern. Ein schönes Beispiel älterer albanischer Architektur ist aber hier das türkische Amtsgebäude, das ehemals der Familie Toptan gehört hat und geschenkweise in den Staatsbesitz übergegangen ist. Die Mitte des Oberstockes bildet eine breite, von Säulen getragene



Die Nordseite der Burg von Kroja.

Loggia, die beiderseits von je einem vortretenden Eckflügel flankiert wird. Sie ist mit originellen, naiven Fresken geschmückt, die eine orientalische, am Meere gelegene Stadt, offenbar Stambul, mit breitem, von Schiffen und Riesenfischen belebtem Gestade darstellen. Der linke Eckflügel enthält den Prunksaal des Hauses, einen schönen, getäfelten, mit Schnitzereien und Malereien gezierten Raum, von dessen Erker eine prächtige Aussicht über die ganze Ebene bis

nach Durazzo und zur Adria erfreut. Ihr Genuss wird nur dadurch gestört, dass sich unten, im Hofe das Bezirksgefängnis befindet, ein grosser, aus Holzbalken gezimmerter Käfig, den zahlreiche Arrestanten wie Tiere einer Menagerie beleben.

An Altertümern vermochte ich nur noch über einem Laufbrunnen an der Aussenseite der Burgmauer beim Aufstiege zum Haupttore ausser einem ornamentalen Stern zwei Fragmente eines rohen Reliefs mit zwei im Gegensinne anspringenden Tieren; wohl



Die Torbefestigung der Burg von Kroja.

Löwen, und zwei türkische Inschriften zu finden. Von den letzteren meldet die eine von der im Jahre 850 der Hedschra erfolgten Fassung des Wasserlaufs durch den Grosswesier Gasi Ewrenos; die zweite bezieht sich auf die Restaurierung des Brunnens i. J. 1215[1]).

In die Befestigungen der Burg war, wie Mauerreste und ein Gang erkennen lassen, auch die starke, gleich einen Bach bildende

[1]) Vgl. Ippen, Glasnik 1902 197 f.

Quelle Taslója einbezogen, die unter ihrer Westspitze zutage tritt. Nach der Quelle ist die Stadt benannt worden, da Kru Quelle, Kroje Quellen heisst. Bei den Türken führt sie den Namen Akdsche Hissar, Weissenburg.

Von Kroja dauert der Abstieg zu dem oben S. 74 berührten Kloster der Bektaschi etwa 1½ Stunden. Unterwegs passiert man eine kleine Kapelle, welche Dšurmi Šejntit die Fussspur des Heiligen, d. i. des Baba Sarisaldik, heisst. Das Kloster Teke



Das Amtsgebäude in der Burg von Kroja.

Fuš Krus liegt unweit der Poststrasse am Fusse der Randhöhen in dem zu Kroja gehörigen Teile der Ebene, in der Fuš Krus,[1]) die der Anlage den Namen gab. Von saftig grünen Wiesen umgeben, bietet sie ein liebliches, aber anspruchsloses Bild, das in keiner Weise, auch nicht durch ein Minarett ihre Bestimmung verrät. Man glaubt sich dem Landsitze eines reichen Grundherrn zu

[1]) Dschúrmi Schejntit, Fusch.

nähern. Das Kloster ist ein weitläufiger Komplex einfacher, schmuckloser Gebäude mit unregelmässigen, mangelhaft getünchten Fassaden und zahlreichen ungleich grossen Fenstern. Auch das Innere gleicht durchaus einem weltlichen Wohnhause. Wir wurden über eine wacklige Holztreppe in das Empfangszimmer geleitet, das mit Teppichen und Diwanen einfach ausgestattet ist. Auf den Wänden hängen Bilder mit kalligraphischen religiösen Sprüchen, aber auch mit figürlichen Darstellungen.

Die Mönche, Derwische, zeigen in der Tracht keine Uniformität. Jeder wählt sich für seine Kleidung die Farbe, die ihm gefällt oder die gerade im Basar zu haben ist. Nur die Kopfbedeckung ist bei allen gleich, ein hoher weisser Filzzylinder ohne Krempe, denn durch die Form der Kopfbedeckung unterscheiden sich äusserlich die zahlreichen mohammedanischen Orden voneinander. Jeder Derwisch trägt um den Hals an einer dicken Schnur einen talergrossen vielstrahligen Stern aus Karneol, den Tesslim Tasch, der ihm nach Vollendung des Noviziats übergeben wurde. Bei einzelnen sind auf die Schnur noch mehrere olivenförmige, weisslichgraue, opake Steine aufgereiht, die in Mesopotamien gefunden werden und Durri Nedschef Perle von Nedschef, einem Wallfahrtsorte der Schiiten in der Nähe von Bagdad, heissen.

Die anwesenden Derwische waren zumeist jüngere Männer; die älteren weilten auswärts teils zum Besuche anderer Klöster ihres Ordens, teils auf Wallfahrten, deren vorzüglichstes Ziel die Gräber des Kalifen Ali und seiner Söhne Hassan und Hussein in Mesopotamien, aber auch, wie bereits S. 74 erwähnt wurde, die Gräber heilig verehrter Klostervorstände und grosser Lehrer des Ordens sind. Die Klostervorsteher heissen Baba Vater (Pater), doch wird dieser Titel auch Kustoden von Mausoleen beigelegt. Als Abzeichen seiner Würde trägt der Baba im linken Ohr einen Ring in der Form einer eigenartigen Arabeske aus dickem Silberdraht. Zu den höheren Graden des Ordens ist Zölibat Bedingung. In F u š K r u s wohnen einige verheiratete Derwische ausserhalb des Klosters.

Nachdem uns Erfrischungen gereicht worden waren, wurden wir zur Besichtigung der Heiligtümer des Klosters eingeladen. Auf einer grossen blumigen Wiese hinter den Wohngebäuden stehen in hohem Grase eine ungeheure malerische Zypresse und zwei blüten-

weiss getünchte Mausoleen, das des Gründers des Klosters Baba Ali und das des i. J. 1890 verstorbenen Baba Hussein. Auch der letztere wird als Heiliger verehrt; seine Autorität übertraf schon zu seinen Lebzeiten das ohnehin nicht geringe Ansehen des jeweiligen Vorstandes des Teke Fuš Krus bedeutend; willig beugte sich vor ihm die ganze Landschaft. Die Kapellen werden zum grössten Teile von den Sarkophagen eingenommen, die, von fünfeckigem Querschnitte, auf den Steinplatten des Fussbodens ruhen und ganz mit Decken aus Samt und Seide belegt sind, in die Sprüche und Gebete gestickt und eingewebt sind. Die Berührung der Särge wirkt Wunder. In jedem Raume steht auch eine Opfertruhe. Von der Riesenzyprese erzählen die begleitenden Derwische, dass sie nach dem Tode des Baba Ali aus den Brettern enstanden sei, aus denen er sich auf der Wiese seine Hütte selbst gezimmert hatte. Den Anlass zu der Legende gab die absonderliche Gestalt der Äste des Baumes, einer Cupressus horizontalis: sie sind sehr gross und so platt, dass sie Planken oder Brettern gleichen.

Der Weg nach Tirana kreuzt der Reihe nach alle drei Bäche, welche sich zu dem Flusse von Išmi vereinigen. Östlich vom Wege liegen zwei von Hahn erwähnte Ruinenstätten: näher an Kroja bei Zgorzeš[1]) die anscheinend antiken geringen „Stadtmauerreste von Skurtesche“[2]) und gegen Tirana zu in dem Dorfe Bráre die Überbleibsel einer Kirche[3]). Ich habe sie nicht besuchen können. Von den letzteren wurde mir erzählt, dass sie nur mehr Substruktionen und einen etwa 3 *m* hohen Pfeiler aufweisen.

Tirána liegt in der Ebene. Hinter der Stadt erheben sich im Süden niedrige Hügel, während im Osten eine Reihe schön geformter Berge einen prächtigen Hintergrund bildet, der zu der Malcija Tirans, dem Hochlande von Tirana, gehört. Die Stadt macht durch die vielen grossen Gärten und Plätze mit reichem Baumschlag, die zumeist breiten, von kleinen Wasserläufen durchrieselten Strassen und die netten Häuser einen gewinnenden Eindruck und dient

---

1) Sgorthésch (vgl. o. S. 9 Anm. 3 und S. 67 Anm. 1).

2) Albanesische Studien I 120 f.

3) Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar 7. Die hier 20 Minuten nördlich von Tirana erwähnte Örtlichkeit Šin Inga heisst richtig Š' Njinia (St. Johann) Larafe. Sie wurde von der katholischen Gemeinde in Tirana für einem Friedhof angekauft.

wegen ihrer gesunden Lage vornehmlich dem von Malaria stets bedrohten Durazzo als Sommerfrische. Besonders gefällig ist der Teil, in dem die verzweigte Familie Toptan in weitläufigen, im leichten türkischen Stile zwischen Baumanlagen und grossen Rasenplätzen aufgeführten Gebäuden wohnt. Die Moscheen der Stadt sind neueren Ursprungs, wirken aber durch ihre mit ansprechenden Malereien geschmückten Säulenhallen. Eine eigenartige Kultstätte ist der schöne, von hohen Zypressen umschlossene Rasenplatz Namasgiah, auf dem sich die Mohammedaner insbesondere am Bairamfeste unter freiem Himmel zum gemeinsamen Gebete versammeln. Eine Sehenswürdigkeit ist auch eine Riesenplatane, von deren mächtigem Stamme ein ausnehmend langer Ast ganz wagrecht absteht.

Tirana zählt 15.000 Einwohner, über 12.000 Mohammedaner, gegen 1300 Orthodoxe (darunter eine stärkere mazedorumänische Kolonie[1]) und nur wenige Katholiken, die aber seit 1856 eine Kirche samt Pfarrhaus und Schule besitzen. Unter den lokalen Erzeugnissen verdienen die schönen Seidengewebe, welche von Frauen zu Hause angefertigt werden, rühmend hervorgehoben zu werden.

Die Stadt ist erst eine türkische Gründung aus dem 17. Jahrhundert und ist auf Kosten der umliegenden Städte, insbesondere Krojas durch die Familie Toptan[2]), welche sich hier zu Ende des 18. Jahrhunderts von Kroja aus einheiratete, emporgekommen. Die Toptan, eine der angesehensten Familien Albaniens, leiten ihre Abstammung von dem Dynastengeschlechte Thopia, welches in diesem Teile Albaniens die Führerschaft innehatte, ab ohne jedoch dafür einen urkundlichen Nachweis erbringen zu können. Der berühmteste Toptan war Kaplan Ahmed Pascha um 1800, ein Zeitgenosse des Kara Mahmud Pascha Buschati von Skutari (o. S. 25.) und des Ali Pascha von Janina. Auch er suchte sich zunächst von der Stambuler Regierung möglichst unabhängig zu machen; da er aber bei seinem Streben nach Machterweiterung mit Mahmud Pascha in kriegerischen Konflikt geriet, wurde er ein Parteigänger des Sultans. Als Dank dafür behielt seine Familie, als die Regierung in

[1]) G. Weigand, Die Aromunen I 291; C. Burileanu, Dela Romanii din Albania (Bukarest 1906) 204 ff.

[2]) Vgl. über sie Degrand, Souvenirs de la Haute-Albanie 197 ff.

den Jahren 1830—1835 ein strenges Gericht über die unbotmässigen Bey in Albanien hielt, ihre Güter. Diese erstreckten sich einst längs der Küste bis zum Flusse Mati. Doch auch jetzt noch gehört beinahe die ganze Ebene von Tirana der Familie. Insbesondere dehnt sich nördlich der Stadt eine Kette von Meierhöfen (Tschiftlik) aus, die den verschiedenen Bey Toptan gehören. Die Ländereien werden zumeist durch Kolonen gegen Ablieferung eines Teiles des Erträgnisses bewirtschaftet; nur wenig befindet sich in eigener Regie. Die Agrikultur ist daher eine sehr rückständige; der Anbau beschränkt sich auf Mais.

Von Tirana führt ein im Sommer fahrbarer Weg die Ebene abwärts, um nach etwa 14 *km* über den Hügelzug, der die Ebene am Unterlaufe des Arzen[1]) umschliesst, südwestlich, nach Durazzo abzuschwenken. Wir verlassen ihn schon früher, um die Periegese der Nordalbanischen Ebene zu vollenden, und gelangen an dem alten, hoch über dem Rande der Niederung gelegenen Städtchen Préza[1]) vorbei nach Blaj, einem katholischen Pfarrdorfe, oberhalb dessen sich die vielen Rinnsale der Bucht von Tirana zu dem Ljumi Išmit oder, wie er hier genannt wird, dem Ljumi Blaj vereinigen. Der Ort war, da mir der Pfarrer von der Auffindung eines römischen Grabsteines erzählte, schon in antiker Zeit besiedelt; wahrscheinlich übersetzte hier die von Lissus kommende römische Küstenroute[2]) den Fluss, um von hier über Preza nach Dyrrachium weiterzuführen. Gegenüber von Blaj liegt am rechten Flussufer in fruchtbarer Umgebung das Dorf Lúzia mit dem Herrenhause des Essad Pascha Toptan.

Wir wenden uns von Blaj über das Dorf Malkoč[3]) nach der zwischen diesem Orte und dem Dorfe Kúla auf einem Rücken der Randhöhen gelegenen Ruine der Kirche Šen Li (St. Elias), welche bei Katholiken und Mohammedanern im hohen Ansehen steht und am 20. Juli, dem Tage des Patrons, von zahlreichen Wallfahrern besucht wird. Sie ist im allgemeinen ein kleineres und einfacheres Abbild von Še Mri (nördlich von Kroja, o. S. 68 f.), nur trennt das linke Seitenschiff vom mittleren nicht eine Pfeilerstel-

[1]) Z weiches s.

[2]) Vgl. o. S. 65 f.

[3]) Malkótsch.

lung, sondern eine Mauer so, dass es ganz separiert ist. In der mittleren Apsis ist im untersten Felde eine im roten Sgraffito ausgeführte Reihe von zehn langbärtigen Bischöfen erkennbar, die in der Tracht und Haltung denen auf dem analogen Bilde von Še Mri entsprechen. Bei einem steht noch die Beischrift S(an)c(tu)s Niceph(orus). Die Ruine ist mit Schutt und üppigem Gehölz ausgefüllt, wodurch eine eingehendere Untersuchung sehr erschwert wird[1]).

Von Šen Li führt der Steig auf einem langen Hügelrücken vorbei an mächtigen Eichenwäldern, welche im Westen die Höhen bedecken und bis unmittelbar zum Kap Rodoni reichen, in $1^1/_2$ Stunden nach dem Städtchen Išmi, das, wo möglich noch kleiner und bäuerischer als Leš, über der Ebene liegt. Es hat ein verfallenes Kastell, das neuere türkische Bauten ohne Interesse enthält. Aus besserer Zeit stammen die Pfeiler einer Brücke über den Ljum i Išmit unterhalb des Ortes. Die Furt, die der Reisende gegenwärtig benützt, muss mit Vorsicht gesucht werden, da das Wasser stellenweise tief und wegen des schlammigen Grundes nicht ungefährlich ist. Den Besuch des Städtchens lohnt der weite, instruktive Blick über die waldbedeckte Ebene und die stille, in sie bogenförmig einschneidende Bai von Šlinza. In der Mitte des Segmentes liegt der Ort Šlinza: einige Gendarmen- und Zollwächterhütten am leblosen Strande; vor ihm ein guter Ankerplatz, hinter ihm strotzender Fruchtboden in schier unübersehbarer Weite. Es fehlt nicht an Projekten, welche Šlinza zum Hafenplatze von Kroja und selbst für ein ausgedehnteres Absatzgebiet machen wollen. Gegenwärtig legen aber nur hie und da Dampfer und Dulcignotensegler an, um das Holz der Küstenwälder auszuführen. Hier schläft der Reichtum, während an fernen tropischen Sandbarren das Leben in engem Wettbewerbe braust.

[1]) Vgl. Ippen, Glasnik 1901 582 ff.

Verzeichnis der Illustrationen.

Von Mitarbeitern dieser Sammlung sind u. a. erschienen:

V. Apfelbeck, Die Käferfauna der Balkanhalbinsel mit Berücksichtigung Kleinasiens u. der Insel Kreta. I. Band. Berlin. R. Friedländer u. Sohn. 1904.

A. Baldacci, Die westliche Akrokeraunische Gebirgskette. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien. 1896. R. Lechner.

J. Cvijić, Das Karstphänomen. Versuch einer morphologischen Monographie (A. Penck, Geographische Abhandlungen V 3). Wien. E. Hölzel. 1893.

J. Cvijić, Morphologische und glaziale Studien aus Bosnien, der Hercegovina und Montenegro (Abhandlungen der Geographischen Gesellschaft in Wien. II 6 und III 2). Wien. R. Lechner. 1900 und 1901.

G. V. Daneš, Bevölkerungsdichtigkeit der Hercegovina (Travaux géographiques tchéques 3). Prag. Selbstverlag. 1903.

E. Gerland, Geschichte des lateinischen Kaiserreiches von Konstantinopel. 1. Teil. Homburg v. d. Höhe. Selbstverlag. 1905.

H. Grothe, Auf türkischer Erde. Reisebilder und Studien. Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1903.

K. Hassert, Reise durch Montenegro nebst Bemerkungen über Land und Leute. Wien, Pest, Leipzig. A Hartlebens Verlag. 1893.

K. Hassert, Beiträge zur physischen Geographie von Montenegro mit besonderer Berücksichtigung des Karstes. Gotha. Justus Perthes. 1895.

Th. Ippen, Novipazar und Kossovo (das alte Rascien). Wien. A. Hölder. 1892.

F. Katzer, Geologischer Führer durch Bosnien und die Hercegovina. Sarajevo. Landesdruckerei 1903.

F. Katzer, Geologische Übersichtskarte von Bosnien-Hercegovina in 6 Blättern i. M. 1: 200.000 I. Blatt.

K. Maly, Beiträge zur Kenntnis der Flora Bosniens und der Hercegovina. Wien. K. K. Zoologisch-botanische Gesellschaft. 1904.

K. Oestreich, Beiträge zur Geomorphologie Makedoniens (Abhandlungen der Geographischen Gesellschaft in Wien IV 1). Wien. R. Lechner. 1902.

C. Patsch, Archäologisch-epigraphische Untersuchungen zur Geschichte der römischen Provinz Dalmatien. Teil I—VI. Wien. Karl Gerolds Sohn. 1896. 1897. 1899. 1900. 1901. 1905.

C. Patsch, Die Lika in römischer Zeit. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Schriften der Balkankommission. Antiquarische Abteilung. Heft I. Wien. A. Hölder. 1900.

C. Patsch, Das Sandschak Berat in Albanien. Ebenda. Heft III. 1904.

C. Patsch, Zur Geschichte und Topographie von Narona. Ebenda. Heft V. 1907.

O. Reiser, Materialien zu einer Ornis balcanica. II. Bulgarien einschliesslich Ostrumeliens und der Dobrudscha. III. Griechenland und die griechischen Inseln. IV. Montenegro. Wien. Karl Gerolds Sohn. 1894. 1896. 1905.

G. Weigand, Vlacho-Meglen. Eine ethnographisch-philologische Untersuchung. Leipzig. J. A. Barth. 1892.

G. Weigand, Die Aromunen. Ethnographisch-philologisch-historische Untersuchungen. Band I. II. Ebenda. 1895. 1894.

G. Weigand, Linguistischer Atlas des daco-rumänischen Sprachgebietes. 9 Lieferungen. Ebenda 1898—1908.

G. Weigand, Rumänen und Aromunen in Bulgarien. Ebenda. 1907.